Revolutionsbilder.

Von

J. A. M. Brühl.

Mit 4 Federzeichnungen.

Frankfurt am Main,
C. B. Lizius Verlag.

1851.

Kgl. Bibl.
Berlin

Dem Hochwürdigsten Hochgebornen Herrn

Freiherrn

Caspar ab Carl von Hohenbalken,

Herrn zu Fürstenburg und Fürstenau ꝛc. ꝛc.

Bischof von Chur,

aus hoher Verehrung und inniger Dankbarkeit

ehrerbietigst gewidmet

von

Dr. Buhl.

Vorwort.

Was diese novellistisch eingekleideten, aber auf streng historischen Grundlagen und Thatsachen beruhenden Lebensbilder bezwecken, wird durch die Lectüre derselben vollens klar werden. Sie sollen zur Warnung, zum Spiegel, nicht blos zur müßigen Unterhaltung dienen. Vielleicht läßt der Herausgeber eine ähnliche Bilderreihe aus der englischen Revolution folgen, glaubt jedoch, daß schon die vorliegenden Skizzen genügen, die „Segnungen der Revolution“ recht einleuchtend darzulegen.

Es bleibt noch zu bemerken, daß die zweite Erzählung nicht von dem Herausgeber verfaßt worden. Sie ist dem Unterhaltungsbeiblatt zum „Allgemeinen Religions- und Kirchenfreund“ entnommen, in welcher nun eingegangenen trefflichen, aber in den letzten Jahren ihres Bestehens einen leider nur sehr kleinen Leser-

kreis zählenden Zeitschrift überhaupt die meisten der hiermit einem größeren Publikum vorgelegten Erzählungen und Skizzen, wenn auch theilweise in wesentlich veränderter Gestalt, ursprünglich mitgetheilt wurden.

Inhalt.

I. Die Familie Cazotte. . . . Seite 1.

II. Die Vendéer. . . . . „ 105.

III. Eine Sanscülotten-Predigt. . „ 151.

IV. Ein Priester. . . . . „ 163.

Revolutionsbilder

von

J. A. Moriz Brühl.

Die

Familie Cazotte.

I.

Die Familie Cazotte *).

In einem edlen häuslichen Kreise, lange Jahre nach den in folgender Erzählung dargestellten Begebenheiten, führen wir eine durch ihr Alter und ihre Tugenden ehrwürdige Dame redend ein. Sie erzählte in mehreren Winterabenden, was wir in folgenden Blättern zu fassen versuchen:

Es war bei Gelegenheit eines kleinen ländlichen Festes in der Champagne, da ich mit der Familie Cazotte zum Erstenmale zusammentraf.

Ich war gerade zur Tischzeit angekommen, und erhielt meinen Platz einem jungen Mädchen gegenüber, dessen liebes Aeußere mir sogleich auffiel; mitten unter einer Menge Damen übertraf sie trotz der Einfachheit ihrer Toilette dennoch Alle. Ein weißes Mousselinkleid, ein schwarzer Ueber-

*) Der liebenswürdige Jaques Cazotte, geb. 1720 zu Dijon, suchte bereits in hohem Alter den verderblichen Folgen der französischen Revolution entgegenzuwirken, was ihm 1792 den Tod durch die Guillotine brachte. Sein „Diable amoureux" (1772) u. „Lord impromptu" (1771) gehören zu den vortrefflichsten Erzählungen der französischen Literatur. Sein Gedicht „Olivier" (1763) ist mehrfach in's Deutsche übersetzt, auch seine „Oeuvres morales et badines" sind übersetzt.

wurf von Spitzen, und eine weiße Rose im Haare machten ihren ganzen Schmuck aus; aber ihr Antlitz von sechzehn Jahren strahlte in eigenem Glanze, und es schien, daß dieser Glanz seine verborgene Quelle im Gemüthe des lieblichen Geschöpfes hatte.

Ihr Teint war licht, und auf ihrem ovalen Antlitz war jeder Zug von der Erhabenheit eines höheren Verstandes an bis zur natürlichen Munterkeit eines Kindes ausgedrückt. Ihre Theilnahme an der Unterhaltung war allgemein, denn Alles interessirte sie, und das Leben sprudelte in ihr, aber ein Leben des Geistes und der Seele!

Bald fragte mich ein junger Mann aus meiner Verwandtschaft, der Chevalier von Plas, der neben mir saß, ob ich nicht den Namen dieses jungen Mädchens wüßte, und bemerkte dabei: „Dieses Antlitz ist ein wahres Gedicht, und auf dieser Stirne kann man eine ganz erhabene Geschichte lesen.“

Die Tafelzeit wurde sehr heiter zugebracht. Neben der Herrin des Hauses bemerkte man einen Greis, der seine Nachbarin durch die herrlichsten Gedanken und lebhaften Witz unterhielt. Er gefiel sich nicht in jener lärmenden Heiterkeit, die nur sich selbst unterhalten will und die Gemüther der Uebrigen beengt, sondern hatte eine Heiterkeit des Herzens, die sich Jedem mittheilte und Jeden ermunterte. Ich erfuhr, daß dieser Greis Cazotte sei, bekannt durch seine eben so geistreichen als orginellen Werke, und das junge Mädchen, welches mir gegenüber saß, seine Tochter, was man übrigens leicht an einer unverkennbaren Aehnlichkeit mit ihrem Vater wahrnahm. Ich hatte viel von Cazotte sprechen hören; der „verliebte Teufel“ und „Olivier“, seine

zwei Erzählungen, waren damals in Jedermanns Händen, und ich selbst hatte sie mit dem Wunsche gelesen, ihren Verfasser kennen zu lernen; aber, ich muß gestehen, sein Anblick bot mir eine ganz unerwartete Erscheinung. Ich mache mir nämlich von den Schriftstellern, deren Werke ich lese, immer eine gewisse Vorstellung, und so hatte ich mir Cazotte viel jünger, und zwar mit dem tollköpfigen Uebermuthe, der gewisse Stellen seiner Schriften charakterisirt, vorgestellt; allein ich fand in ihm einen schönen Greis, der von Allem mit einem jeder Sache angemessenen Tone sprach, der liebenswürdig schalkhaft und zugleich würdevoll war, den man achten und verehren mußte.

Sein Sohn war gleichfalls zugegen; ein junger Mann mit einem Feuerblicke, in welchem Verstand und Einsicht funkelten.

Seit Kurzem erst hatte er den ausländischen Dienst verlassen, zu welchem er von seinem Vater aus Gründen, die er nicht weiter erörterte, bestimmt worden; er sagte blos unter Kopfschütteln: „Es wird eine Zeit kommen, wo seine Mutter sehr froh sein wird, ihn ferne zu wissen“. Allein die Unruhen, welche anfingen, Frankreich zu bewegen, veranlaßten den jungen Mann, zurückzukehren, und er war nun gekommen, seinem Lande zu dienen.

Die ganze Familie hatte überhaupt ein eigenthümliches Gepräge; ihr Aeußeres, ihre Sprache, Alles war absonderlich; sie schienen einer Anderen als der gewöhnlichen Sphäre zu entstammen, und wie in einer für sich abgeschlossenen Welt zu leben. Ich fühlte mich lebhaft zu ihr hingezogen, und näherte mich deßhalb nach der Tafel dem schönen Greise und seiner Tochter, was ich mit um so größerem Vergnügen

that, als Ich noch in dem glücklichen Alter der Neigung und des Vertrauens stand, wo man so gerne seinem Herzen folgt; ich küßte das junge Mädchen, und bat Beide um ihre Freundschaft.

„Diese haben Sie schon, sagte mir der herrliche Mann, und wer weiß, wozu der Bund führt, den wir heute schließen?“ fügte er hinzu, indem er einen halb ernsthaften, halb lächelnden Blick auf den jungen Chevalier warf, der mit unaussprechlichem Entzücken in Anschauung Elisabeths versunken war.

Der Abend verstrich sehr angenehm. Ich setzte mich zwischen meine beiden neuen Freunde, und es war mir, als ob ich eine alte Freundschaft wieder neu anknüpfte, denn es lassen sich alle Jugendgefühle in der Erinnerung wiederfinden. Der Greis — der über unsere schnelle Vertrautheit gar nicht verwundert erschien, gab ihr noch eine andere Auslegung, indem er mir sagte: „der Schutzengel von Zabeth (so nannte er seine Tochter) und der Ihrige sind sich in reinster Liebe zugethan, und es mußte so kommen, daß auch ihr euch liebt, aber“ fügte er vor sich hin redend, mit einem Seitenblick auf Herrn von Plas hinzu, „es gäbe noch einen Dritten, der von der Gesellschaft sein möchte, doch dieser wird noch lange warten, und leider manches Ungemach ertragen müssen.“

Diese Art, zu sprechen befremdete mich ein wenig, und ich sagte zu Elisabeth:

„Eine solche Erklärung der Sympathie, welche mich zu Ihnen hinreißt, gefällt mir ungemein, obgleich sie mir wunderlich ist.“

Elisabeth drückte mir mit Bewegung die Hand, und antwortete: „Weil mein Vater unsere Schutzengel lächeln sah,

nehme ich Ihre Zuneigung an, und verspreche Ihnen die Meinige von ganzem Herzen.“

Diese mystische Sprache fiel mir abermals auf, fesselte mich aber um so mehr, als sie der Natur Derjenigen, die sich ihrer bedienten, angemessen, und nirgends eine Ziererei zu bemerken war. Nach einer kleinen Pause sagte ich zu Elisabeth: „Ist es denn wahr, was ich über Ihren Vater sagen hörte? Man behauptet, er wäre hellsehend!“

„Er ist Alles, was man mit einem rechtschaffenen Herzen, einem gediegenen Verstande und mit rein religiöser Seele sein kann,“ antwortete mir Elisabeth mit Wärme, „o! Sie glauben nicht, wie ausgezeichnet und vollkommen mein Vater, wie ungemein groß seine Güte und seine Liebenswürdigkeit ist!“ Und eine Thräne trat in des jungen Mädchens Auge, welches mit kindlicher Liebe auf dem Greise ruhte.

Während wir so sprachen, hatte sich die Herrin des Hauses dem Herrn Cazotte genähert und ihn gebeten, uns eine Geschichte zu erzählen, denn es war bekannt, daß er außerordentlich schön erzählte.

„Wollen wir lieber Eins singen,“ antwortete er ohne sich bitten zu lassen; „wenn hübsche Stimmen meine Couplets wiederholen, kommen mir meine Gesänge viel angenehmer vor, und dann,“ fügte er noch halblaut hinzu, „vertreibt dies besser trübe Gedanken.“

Er begann hierauf eine schöne Ballade, und als der Gesang verklungen war, sagte ihm Jemand aus der Gesellschaft: „Es ist immer so viel Wunderbares in Ihren Geschichten, Herr Cazotte, sollte es denn wahr sein, daß Sie den geheimen Wissenschaften ergeben sind? —“

„Wenn man lange lebt, und der Geist immer thätig ist, hat man Muße, sich mit vielen Dingen zu beschäftigen,“ antwortete er mit klug gewählten Worten.

„Ja, ja, Herr Cazotte,“ rief die Vicomtesse von Givors, eine ganz junge Frau, „meine Mutter hat mir gesagt, Sie wären ein großer Prophet.“ —

„Sie wollen sagen, ein großer Zauberer, nicht wahr?“

„Gleichviel, ob Zauberer oder Prophet; ich bitte, offenbaren Sie uns doch einmal unsere Zukunft.“ — .

„Unsere Zukunft! ach, fragen Sie ihn nicht darum,“ unterbrach sie die Frau des Hauses mit einem sehr bedeutungsvollen Tone; „er versteht in diesem Punkte keinen Scherz, und weil wir uns ein bischen um Philosophie bekümmern, und uns über manche alte Vorurtheile hinaussetzen, glaubt Herr Cazotte, wir wollten die Welt umstürzen, und droht uns deßhalb mit den größten Uebeln! Ich erinnere mich noch an seine Prophezeihung bei Herrn von Saint-Charles; er hat uns Allen so betrübende Sachen geweissagt, daß ich wahrhaftig mehrere Nächte nicht darüber schlafen konnte; es war wie am Ende der Welt, wo auch die Unschuldigen zittern müssen.“

Wirklich war in den Salons von Paris eine Weissagung Cazottes ganz eigener Art bekannt. Sie haben sie vielleicht sogar gelesen, meine Damen, denn sie befand sich in den Papieren von Laharpe und ist gedruckt in seinen Werken. Sie prophezeit die Revolution mit solcher Bestimmtheit, daß viele Leute glaubten, sie wäre erst nachher geschrieben worden.

Cazottes Heiterkeit trübte sich bei jener Aufforderung mit einem Male; er lächelte zwar, aber mit erzwungener Miene, und antwortete: „Es ist wahr, Gott schenkt mir

manchmal die Gabe, die Zukunft heller zu ſehen, als viele andere Menſchen. Dieſe traurige Gabe iſt leider nur zu oft eine Strafe für den, welcher Früchte von dem Baume der Wiſſenſchaft wollte, deren Geſchmack aber iſt herbe.“ Und ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Worte.

„Meine Damen,“ fuhr er fort, „laſſen Sie uns das Schickſal nicht erforſchen. Gott ſchenkt uns die Zeit tropfenweiſe, wie eine bittere Medicin. Rühren wir nicht an die Geheimniſſe, die er uns verborgen halten will, denn läge uns, die wir hier unbekümmert und heiter ſind, die Zukunft offen vor Augen, ſo würden vielleicht Wenige unter uns den Muth haben, ihr entgegenzugehen. Wenn aber die Zeit der Prüfung wirklich kömmt, wird jeder die ihm nöthige Kraft beſitzen, ſie zu beſtehen; jeder Tag iſt ſeinen Leiden gewachſen, und dieſe Leiden reichen hin für den Tag.“

„Dieß mag Alles ſein, ſagte die junge Unbeſonnene mit kindiſchem Trotz, ich möchte nun einmal mein Schickſal hören; lieber Cazotte, ich bitte Sie darum, ſagen Sie mir nur Etwas, nur einen kleinen Umſtand.“

Cazotte betrachtete ſie eine Weile. Sie war ſechzehn Jahre alt, ſchön und trug der damaligen Mode gemäß ein Spitzenhäubchen, dem ſich die Ueberfülle ſeidner Locken entwand, und auf ihre Schulter niederfiel. „Welch ſchönes Haar,“ ſagte Cazotte zu ihr und hob eine ihrer Locken empor, indem er von der ihm als Greis zuſtehenden Freiheit Gebrauch machte. „Sie halten wohl ſehr viel darauf, nicht wahr?“ Ein Blick in den Spiegel bejahte dieſe Frage.

„Nicht das Alter,“ fuhr Cazotte fort, „wird dieſe ſchönen Haare bleichen, nicht die Zeit dieſe Blume der

Schönheit ärndten, wohl aber dieses jugendliche Lächeln trüben. Unglückliche, wie oft bleicht eine einzige Nacht die Haare eines Gefangenen!“

„Fort, er spricht von Gefängniß; ich scherzte nur, und nun macht er uns wirklich Angst, ich werde ihn nie wieder anhören.“ Und die junge Dame hielt sich die Ohren zu, fürchtend mehr zu erfahren, und flüchtete sich mit Thränen in den Augen in das andere Ende des Salons.

„Armes Kind,“ seufzte der Greis, indem er die Hand vor die Augen hielt, als ob er traurige Bilder verscheuchen wollte, „wenn sie erst Alles wüßte.“

„Sie sehen nun selbst, meine Damen,“ fing er nach einer kurzen Pause wieder an, „daß man die Zukunft nicht aufdecken soll, auch ist der gegenwärtige Zeitpunkt keiner von denen, wo man mit aller Ruhe das gute Glück eines Jeden voraussagen kann; er gehört vielmehr zu jenen, von welchen geschrieben steht, daß selbst die Gerechten in Furcht gerathen.“

Nach diesen Worten, die er mit einem langsamen traurigen Tone gesprochen hatte, bekreuzte er sich, und ich hörte ihn ganz leise sagen: „Fiat voluntas tua,“ worauf er seine frühere Ruhe und Heiterkeit wieder annahm.

Man wollte eine andere Unterhaltung anknüpfen, man versuchte zu scherzen und begann wieder, Geschichten zu erzählen; allein die Heiterkeit war entflohen und man konnte sie nicht wieder herbeirufen. Das Gespräch nahm eine ernsthafte Wendung; man sprach von Politik, von der herrschenden Gährung, von Mißbräuchen und deren Abstellung. Vater und Sohn ließen hiebei sehr entschiedene Gesinnun-

gen blicken und einen Geiſt, der nicht gerade ſtreng royaliſtiſch war. Man tadelte den Hof und ſeine Unvorſichtigkeit, da, wie man ſagte, die Neuigkeiten ſehr beunruhigend würden und die Revolution vor der Thüre ſtehe. Man verlor ſich in Weitſchweifigkeiten, denen der alte Cazotte am Ende wenig Aufmerkſamkeit mehr ſchenkte. „Wie ſollte man dem Uebel abhelfen und woher kam es?“ fragte zuletzt Einer aus dem Kreiſe. „Woher es kömmt, ich will es Ihnen ſagen,“ erwiederte traurig der Greis: „Zur Zeit des Noah hatte die ganze menſchliche Natur ihr Geleiſe verlaſſen, wie uns die heilige Schrift ſagt, und die Folge davon war die Sündfluth. Heut zu Tage iſt die menſchliche Natur wieder aus dem Geleiſe; die Sitten ſind verderbt und die Gemüther entartet; die Heiligkeit der Ehe wird täglich frech verletzt, Gutes und Schlechtes ſind veraltete Wörter ohne beſtimmte Bedeutung, und der religiöſe Glaube iſt in den meiſten Herzen erſtorben! Welche Fluth von Uebeln muß ein ſolcher Zuſtand der Dinge erzeugen! Ebenſo wird dieſe Revolution, die Sie jetzt noch belachen, ſich über die ganze Welt verbreiten und nicht ohne Grund Umwälzung des menſchlichen Geſchlechtes genannt werden; ſie wird alle Thäler erfüllen und Berge und Hügel werden durch ſie geebnet werden.“ Hierauf gab er ſeiner Tochter den Arm und ging langſam auf die Thüre zu, warf aber noch einen Blick auf die kleine Vicomteſſe, welche in einiger Entfernung ſaß und immer noch etwas bewegt ausſah. „Eine ſchöne Morgenröthe bringt nicht immer einen ſchönen Mittag, und die wolkenloſen Morgen enden nicht immer mit einem friedlichen Abend,“ ſprach er leiſe im Hinausgehen. „Komm, Zabeth, die Macht des Herrn beſchütze uns.“

„Haben Sie je erfahren, was aus jener jungen Frau geworden ist?“ mit dieser Frage unterbrach man die Erzählerin.

Diese junge Frau war eines der ersten Opfer der Revolution, und was merkwürdig dabei war, sie starb, nachdem der Kerker in einer einzigen Nacht ihr Haar gebleicht hatte wie das der Königin, mit einem seltenen Muthe. O welche schlimme Zeit, wo weder die Jugend, noch die Schwäche geschont wurden! Dessen ungeachtet ahnten wir noch nichts und führten ein sorgenloses Leben unter Festen und Belustigungen fort, ja, es war eine wahre Vergnügungssucht in die damalige Gesellschaft eingerissen; man konnte über Alles scherzen und lachen.

Großen Katastrophen ging schon oft eine fieberhafte Genußsucht voraus, und wir finden Blumen hingestreut, wo uns der Abgrund am gefährlichsten droht. Ein Unglück ruft das andere herbei und grausame Ahnung weckte oft schon aus dem Taumel der Thorheit! Mit einem Worte: Cazotte hatte Recht; es war gut für uns, die Zukunft nicht zu kennen, der wir so nahe waren. Wir konnten sie schon nicht mehr beschwören, und wer von uns hätte ihr ohne Todesgefahr entgegensehen können? Dennoch haben wir Alle Muth gehabt!

Als die Cazottes sich entfernt hatten, näherte sich die arme Vicomtesse uns wieder, und halb vergnügt, halb verdrießlich trug sie uns verschiedene sehr sonderbare Erzählungen vor, die sie von ihrer Mutter aus der Zeit der Bekanntschaft mit Cazotte erfahren hatte.

Eine dieser Anekdoten interessirte mich besonders und war folgenden Inhalts:

„Sonst," sagte uns Frau v. Givors, „war Cazotte viel lustiger und liebenswürdiger als jetzt." — „Ich wenigstens," entgegnete ich ihr, „habe ihn ungemein liebenswürdig gefunden." — „Mag sein, Jedermann hat sein eigenes Urtheil, und ich wollte nur sagen, daß er früher keine so traurigen Einfälle hatte, wie wir eben vernommen. Er hielt sich nicht für einen Propheten, noch weniger für einen Zauberer; er war — Gott sei Dank — kein Illuminat und begnügte sich damit, so geistreich und liebenswürdig zu sein, daß die schönsten Damen und höchsten Herren sich um seine Gesellschaft stritten."

„So war er auch noch ganz anders, als er seinen „Diable amoureux" herausgab, wirklich eine der schönsten Feengeschichten, die man lesen kann; jetzt, glaube ich, sagt man: eine wunderliche, phantastische oder gar kabbalistische Erzählung. Jedenfalls machte sie ungeheueres Aufsehen, und dieses verdarb unseren alten Freund. Es war dies, sagte mir meine Mutter, zur Zeit Meßmer's, Cagliostro's und anderer Enthusiasten oder Charlatane, die damals so berühmt waren, wie es einst Merlin und Faust gewesen sein mögen. Kaum war diese Erzählung im Drucke erschienen, als eines Tages sich bei Cazotte ein Mann einfand, der ungewöhnlich tief in einen braunen Mantel eingehüllt war und ihn allein zu sprechen wünschte. Als sie unter vier Augen waren, enthüllte der Fremde das Gesicht und begann ihm allerlei seltsame Zeichen vorzumachen, solche Zeichen, wie sie die Eingeweihten einer Gesellschaft untereinander machen. Cazotte, dem dieses verdächtige Benehmen auffiel, fragte seinen Unbekannten nicht ohne Laune, warum er denn durch Zeichen spräche, da doch dem Anscheine nach keiner von ihnen stumm wäre. Der Fremde nahm dieses für Bescheidenheit des Herrn Cazotte

und machte ihm deshalb noch geheimnißvollere Zeichen, die natürlich noch räthselhafter waren, als die ersten, und bat ihn zugleich, doch ja kein Mißtrauen gegen ihn zu hegen. Herr Cazotte wurde endlich ungeduldig, sagte ihm, daß er ihn durchaus nicht verstehe, und bat ihn, kurz und einfach zu erklären, was ihn zu ihm führe. Der Unbekannte erwiederte ihm hierauf, daß er ein Eingeweihter der geheimen Wissenschaft der Illuminaten sei, und fügte noch hinzu: „Mein Herr, ich hielt Sie selbst für Einen von uns, und zwar einen des höchsten Grades.“

„Des höchsten Grades — wovon?“

Der Fremde wollte nun nicht weiter mit der Sprache heraus. „Bevor ich Ihnen antworte, mein Herr, sprach er, möchte ich Sie gebeten haben, mir zu sagen, woher Sie die Gedanken geschöpft haben, die Sie im „Diable amoureux“ veröffentlichten?“

„Woher ich meine eigenen Gedanken geschöpft habe? Wahrhaftig sonderbar!“ erwiederte Cazotte mit einem Anflug übler Laune; „ich glaube, ich habe sie nirgends anders geschöpft, als aus meinem Kopfe, denn es ist nicht meine Art, Ideen von Anderen zu leihen!“

Der Mann im braunen Mantel schien verwirrt. „Aber,“ fing er wieder an, „wer hat Ihnen denn die Geheimnisse jener Beschwörungen und Erscheinungen und namentlich, fügte er mit gedämpfter Stimme bei, das Geheimniß der Sklavung der Luftgeister unter den allgewaltigen Willen des Menschen geoffenbart?“

„Und, erlauben Sie, wer hätte mir denn jene tollen Einfälle offenbaren können? Die sind mir gekommen, wie so viele andere, wenn an einem schönen Morgen mich der Ge-

ſang der Lerche vom Lager weckte, und ich ſo friſch und munter und aufgelegt war, wie ſie.“

„In Wahrheit, mein Herr?“

„Ganz in Wahrheit, ich ſchwöre es.“

„Dann bitte ich um Vergebung: Ich mußte glauben, Sie wären Einer von den Unſrigen, und deshalb war ich erſtaunt, ich geſtehe es, daß Sie ſo leichtſinnig Geheimniſſe verbreiten, die wir ſorgfältig verborgen halten.“

„Was denn für Geheimniſſe, wenn ich fragen darf?“

„Jene der Geiſterbeſchwörung meine ich, die ein ſtaunenerregendes Eindringen in die Wiſſenſchaft Sie entdecken ließ. Dies ſind gar ernſte Geheimniſſe, und vielleicht thun Sie künftighin beſſer, mein Herr, ſich einer Erwähnung derſelben zu enthalten.“

Der gute Cazotte erſchrack darüber ſehr, wie ein Menſch, der einen Vogel, mit dem er ſpielt, ſich in eine Schlange verwandeln ſieht. „Wie ſo,“ ſagte er, „ich, der an nichts Anderes dachte, als meine Freunde durch eine Erzählung zu beluſtigen, ich hätte die Geheimniſſe der Geiſterſeherkunſt, der Magie, und wie alle dieſe Teufeleien heißen, errathen und verbreitet? Gott ſoll mich bewahren und ſeine Heiligen!“

„Fürchten Sie nichts,“ entgegnete der Unbekannte, „die Geheimniſſe, von denen ich ſpreche, ſind der Religion, zu der Sie ſich bekennen, durchaus nicht entgegen. Unſer Herr und Meiſter iſt ein Mann von großer, ausgezeichneter Frömmigkeit; er iſt tief eingedrungen in die Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, in der wir leben; er hat die Schleier gelüftet, die das Materielle über die Wahrheit gebreitet hat; er hat begriffen, daß Alles, was uns umgibt, von einem wirklichen Leben beſeelt iſt ꝛc. ꝛc.“

„Ein doppelter und dreifacher Gallimathias,“ fügte die junge Frau hinzu und lachte. „Uebrigens,“ fuhr sie fort, „ist Herr Cazotte so gut der Sohn einer Tochter der Mutter Eva, wie wir Alle, und es ist doch gewiß, daß sie sehr neugierig war. Man sehe nur, wie er entzückt ist von Allem, was er jetzt hört, wie er den Unbekannten zurückhält und ihn auskundet, wie er ihn mit Fragen überhäuft und so Sachen vernimmt, daß einem die Haare zu Berge stehen, wie er sich wundert und staunt und sich endlich in die tiefsten Geheimnisse der verborgenen Wissenschaften einweihen läßt!“

„Und was sind denn dies für Geheimnisse?“ fragte ich unsere junge Erzählerin.

„O, mich müssen Sie dieses nicht fragen; ich wiederhole blos, was ich meine Mutter habe erzählen hören, die mir weiter mittheilte, daß unser alter Freund von jenem Zeitpunkte an Etwas von seiner harmlosen Heiterkeit verloren habe. Von der Frucht des Weisheitsbaumes habe er gekostet und bedauere jetzt oft diesen Verlust seiner früheren Unwissenheit. Dagegen wurde er frömmer; er war zwar immer ein andächtiger Katholik, aber seit dieser Zeit war er es mehr, denn je, wie er sagte aus Furcht, sich durch seine neuen und gefährlichen Bekanntschaften zu sehr hinreißen zu lassen. Er spricht nicht gerne mehr von seinem „Diable amoureux“ und wenn ich ihn ärgern will, darf ich nur das berüchtigte je suis le diable, je suis le diable, wie es in seiner Erzählung vorkommt, sagen; einmal sogar antwortete er mir sehr böse: Ich weiß es wohl, ich sehe seine Klauen unter Ihrem rosafarbenen Schuhe, er steckt in Ihnen und in mir, er ist hier und überall. — Ich getraue mich fast nicht mehr, über die-

sen Punkt mit ihm zu scherzen, denn einmal sagte er mir plötzlich: Er ist hier, jener Herr (so nennt er ihn), er ist in der Ecke des Saales und freut sich, Sie so böse zu sehen; wenn Sie noch ein Wort sagen, will ich ihn sogleich kommen lassen, und Sie sollen ihn sehen mit seinem Schweife und seinen Hörnern. Seine Züge nahmen dabei einen so heftigen Ausdruck an und seine Augen rollten so wild, daß er mir eine unnennbare Furcht einflößte."

"Er wollte Sie wahrscheinlich für Ihren Muthwillen bestrafen."

"Vielleicht wohl, aber ich versichere Sie, daß es nicht leicht ist, das nicht zu glauben, was er glauben machen will."

Der Abend verstrich unter solchen Erzählungen, die mir vielen Stoff zum Nachdenken gaben.

Noch mehr, als mich, beschäftigte diese neue Bekanntschaft meinen jungen Vetter, dessen Herz von einer jener Neigungen getroffen war, die uns nur ein einziges Mal im Leben erglänzen, um es zu beleuchten, so lange irgend eine Hoffnung diese Neigung belebt, oder um es jeden Reizes zu berauben, wenn der Gegenstand derselben uns für immer verloren geht.

Herr v. Plas ging wieder zu seinem Regimente zurück; wir verfügten uns also wenige Tage nach diesem Zusammentreffen nach Pierry (so hieß Cazotte's Wohnsitz). Dies war eine herrliche Stätte, kein Schloß und keine Hütte, aber ein Haus mit Reben umrankt und in einer blühenden Landschaft gelegen. Blumen dufteten am Eingange, und Herr

v. Plas war, ſo lange wir den weiten Hof durchſchritten, ganz in Träumereien verſunken. Die Gerüche haben nämlich etwas Geheimnißvolles an ſich, wer hätte dies nicht mit mir empfunden. Das erſte Mal, wo wir einen Duft, den wir bisher nicht kannten, einathmen, erweckt er Gedanken in uns, die uns wie Erſcheinungen an einen anderen Ort, an eine andere Welt anwehen. Es giebt ſo zu ſagen züchtige Parfüme und ſolche, die das Gegentheil ſind, und ich möchte eine förmliche Abhandlung über die Gerüche geben, ja mich gegen manche ſo erheben, wie gegen gewiſſe Gedanken, ſo viel Analogie finde ich unter ihnen. Jene des Hofes von Pierry waren rein und entſtrömten einer kleinen Pflanze aus Martinique, welche Madame Cazotte zum Andenken an ihr Vaterland mitgebracht und ſorgfältig gepflegt hatte; ſie war eine Kreolin. Beim Eintritte in den Vorplatz überraſchte uns ein rührender Anblick. Gewiß, die Vorſehung kümmert ſich um wahre Liebe, denn immer ſcheinen ſich die Umſtände, die ſie begünſtigen, zu vereinigen, um den geliebten Gegenſtand unwiderſtehlich zu machen: gerade ſo etwa, wie man ſich gewöhnlich an die Stelle ſtößt, die Einem wehe thut. Es war gerade Armentag; einige alte Frauen, einige Greiſe und eine Menge kleiner Kinder ſaßen in dieſem Vorplatze um Eliſabeth herum, welche Brod und Geld unter ſie vertheilte und zu Jedem mit himmliſcher Güte und Sanftmuth einige Worte des Troſtes ſprach. Wegen des Lärmens der Kinder hatte ſie uns nicht kommen hören, und ſie ſtand gerade ſo, daß ſie uns nicht ſehen konnte; ſie fuhr daher mit ihren Tröſtungen fort: „Nur Muth,“ ſagte ſie zu den Einen, „die Ernte kommt bald und das Brod wird für dieſes Jahr

wohlfeiler werden, einſtweilen werden Euch meine Eltern unterſtützen; betet nur hübſch für ſie!“

„O gewiß!“ anworteten Einige, „Gott ſegne ſie, die Guten; ſie ſind nicht ſo hart gegen die Armen, wie ſo viele Reiche!“

„Seid nur recht brav,“ ſagte ſie zu den Kleinen, „lernet fleißig leſen und ſchreiben, und wenn ich am Sonntage mit Euch zufrieden bin, bekommt ihr Alle neue Holzſchuhe!“

In dieſem Augenblicke wurde ſie uns gewahr, ſie näherte ſich uns, und die Unbefangenheit, mit der ſie uns begrüßte, bewies, wie gewöhnlich es in Pierry war, gute Werke zu ſpenden; übrigens ließ ſie ſich in ihrer Beſchäftigung mit den Armen nicht ſtören, und indem ſie ſich mit uns unter die Thür ſtellte, ſah ſie Einen um den Andern ſich entfernen und gab Jedem ihren herzlichen Gruß mit.

„Das Leben des Landmannes iſt recht mühſelig; ſehen Sie dieſen ſchwachen Mann hier, ſollte man glauben, daß er nicht älter iſt, als mein Vater? Er hat ſein ganzes Leben lang gearbeitet, ohne Etwas für ſein Alter erübrigen zu können, weil er eine kranke Frau hatte. Jetzt bettelt er das Brod für ſeine alten Tage und ohne meine guten Eltern wäre er ſehr unglücklich.“

„Und ohne ihre gute Tochter noch mehr,“ fügte ich hinzu.

Eine Thräne trat in das Auge des jungen Mädchens, indem ſie den Bettler betrachtete. „O wenn ich meinen Vater in einem ſolchen Zuſtande ſehen müßte,“ ſagte ſie, „aber er ſcheint zwanzig Jahre jünger. Wie gut doch Gott iſt, daß er ihn in einer glücklichen Lage geboren werden ließ. Uebrigens,“ fügte ſie halb ſcherzhaft, halb ernſt hinzu, „wenn

ich zu diesen Leuten gehörte und sehen sollte, wie mein Vater oder meine Kinder das Brod betteln müßten, ohne es immer zu erhalten, würde ich sicherlich revoltiren.“

„Man hat mir schon gesagt,“ erwiederte ich ihr, „Sie wären ein wenig revolutionär.“

„O nein, ich bin es nicht, aber ich gestehe, daß ich mich oft über die Geduld des Volkes wundere, wenn es, gegenüber dem Reichen, im Elende schmachtet, ohne gleichfalls auf Besitz Anspruch zu machen.“

„Sie sähen es ohne Zweifel lieber, mein Fräulein,“ sagte Herr v. Plas, „wenn alle Güter gleichmäßig vertheilt wären?“

„O gewiß nicht,“ antwortete sie. „Dies würde die Bande zerreißen, welche die Menschen unter einander vereinigen müssen; jene schönen Bande der Nächstenliebe und Dankbarkeit!“

„Welche Einrichtung würden Sie nun aber vorschlagen?“ fragte mein junger Anverwandter, der sie zum Sprechen bringen wollte, denn ihre Stimme und ihre Worte klangen ihm wie Musik.

„Würde Jedermann dem Gesetze der Religion folgen,“ antwortete Elisabeth, „so würde bald die schreckenerregende Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse verschwinden, oder sie wäre vielmehr gar nicht entstanden.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich meinerseits.

„Mein Gott, dies wissen Sie nicht?“ antwortete das Mädchen, ganz verwundert über meine Frage; „man dürfte sich nur dem christlichen Gebrauche unterwerfen, den meine Eltern ausüben; dieselben geben den Armen ein Zehntel ihres Einkommens, und so würde es nur noch jene weni-

gen Armen geben, von denen das Evangelium spricht. Zahlt doch der Arme wie der Reiche in allen Ländern eine Abgabe für den Fürsten, warum sollte man nicht eine für Gott zahlen? ...“

Chevalier v. Plas bemerkte, ob dies wohl hinreichend sein würde, alles Elend zu lindern, worauf Elisabeth noch Mancherlei über den harten Sinn so vieler Reichen sprach, die erst dann an die Armen dächten, wenn ihnen der Luxus und die Verschwendung noch Etwas übrig ließen, und die ihren Reichthum keineswegs als Antheil der Armen betrachten.

Der Eintritt ihres Vaters unterbrach sie.

Herr Cazotte ging mit heiterer, herzlicher Miene auf uns zu und sagte: „Ich erwartete Sie; seien Sie willkommen in meiner Wohnung.“

Diese Rede, die aus seinem Munde so einfach klang, überraschte mich; es hatte Morgens viel geregnet und die Straßen waren so schlecht, daß seine Erklärung, er habe uns erwartet, mich allerdings in Erstaunen setzen mußte. Es trifft sich häufig, daß die Einbildungskraft durch Hinzufügung von Umständen, die nicht immer zur Sache gehören, einer Aeußerung eine ganz andere Bedeutung beilegt, als sie eigentlich haben sollte. So war es wohl auch hier. Madame Cazotte, das einzige Familienglied, das ich noch nicht kannte, empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit. Obwohl sie schon erwachsene Kinder hatte, war sie doch immer noch eine schöne Frau, und ihr eigenthümlicher Kreolen-Accent, der ihrer Sprache den Ton einer kindlichen Liebkosung verlieh, machte sie in Verbindung mit dem unbekümmerten Wesen der Kreolen äußerst anziehend. Auch in ihrem

Anzuge ließ ſie ſtets etwas Fremdartiges bemerken, namentlich in ihrem Kopfputze, der aus indiſchem Meuſſeline beſtand, welcher geſchmackvoll nach Art der Kreolinnen um ihre Haare gewunden war. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen dankte ſie mir in ſüßer Sprache für das ihrer Familie gemachte Verſprechen meiner Freundſchaft, und fügte hinzu: „Es wird Sie nicht reuen, Sie wiſſen noch nicht, wie gut ſie ſind; ſie ſind zu gut für dieſe Erde.“

Ihre Augen ſuchten Gatten und Tochter und ihr Blick ruhte mit Liebe und Anhänglichkeit auf ihnen.

Dieſe einfache Hingebung rührte mich tief.

„Ich glaube,“ ſagte ich zu ihr, „Sie ſind eine recht glückliche Mutter und Gattin.“

„O gewiß!“ antwortete ſie und drückte mir die Hand, „ja, ich darf es Ihnen ſagen, ich bin recht glücklich, nur zu glücklich, denn Gott verleiht ungeſtraft den Menſchen nicht ſo viel Glück hienieden; manchmal erſchrecke ich ſogar darüber, ſo reichlich läßt er es mir zu Theil werden, und es kommt mir alsdann der Gedanke, ich müſſe es theuer bezahlen.“

Gute arme Frau! ohne es zu wiſſen, war ſie eine Prophetin.

„Und,“ antwortete ich, ihren Gedanken verfolgend, „wiegt nicht die Befürchtung, das Glück zu verlieren, ſeinen Beſitz auf?“

„Dennoch,“ verſetzte ſie, „werde ich mich nie beklagen, und müßte ich das Glück noch ſo theuer erkaufen, fünfundzwanzig Jahre mit dem Beſten der Menſchen gelebt zu haben!“

Während dieſer Unterhaltung hatte Eliſabeth einige Confitüren und Früchte bringen laſſen, man ſetzte ſich näher zuſammen und die Converſation würde bald allgemein, an der auch der junge Cazotte thätigen Antheil nahm.

Ich ſehe gerne jede Sache und jeden Menſchen in ſeinem ihm eigenthümlichen Charakter; Italien möchte ich im Glanze ſeiner Sonne und Rußland in ſeinem Winter ſehen; eben ſo verlangte es mich, den guten Cazotte auf das Feld der Wunder und Erſcheinungen zu verſetzen, da wir es einmal lieben, aus der engen Sphäre, in die wir eingeſchloſſen ſind, herausgeführt zu werden. Deshalb ſagte ich ihm ſcherzend: „Lieber Prophet, hat Sie der Geiſt nicht wieder beſucht, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben?“ Ich richtete dieſe Worte in bloßem Scherz an ihn, um ſeinen Geiſt auf einen Gegenſtand zu lenken, an den ich zwar nicht glaubte, der mich aber unendlich vergnügte.

„Der Geiſt,“ wiederholte er und betrachtete mich mit ſeinem ſanften, geiſtreichen Blicke, „glauben Sie denn, ich hätte einen kleinen Dämon, mit dem ich alle Morgen plaudere, wie Sokrates?“

„Warum nicht?“

„Sie irren nicht, es wohnt in mir ein ſolcher Geiſt, der mir ſagt, daß alle Dämonen der Hölle über unſer theueres Vaterland losgelaſſen ſind. Es iſt durch ſie verpeſtet, ſie bemächtigen ſich aller Gemüther, ſie belagern mein Haus und möchten es zerſtören! Zurück, Satan! Zurück!“

Obgleich ſein Blick bei Hervorbringung dieſer Worte etwas Impoſantes hatte und mich unwillkürlich ein heftiger Schauder überfiel, verſuchte ich es dennoch, wieder ein wenig Heiterkeit in das Geſpräch zu bringen und verſetzte ihm:

„O wie würden die Dämonen der Hölle es auch wagen wollen, in dieſes Haus einzudringen, indem ſie doch wiſſen müſſen, daſelbſt einen Bezwinger zu finden.“

„Warum? ich will Ihnen ſagen, warum: weil ich alle erdenkliche Mühe und Anſtrengung aufbiete, Diejenigen zu beſtärken, die der Hölle Bosheit wankend zu machen verſucht. Auf Sie ſelbſt haben ſie Abſichten und ſind bemüht, Sie durch ihre beſten Gefühle und durch verfängliche Reden zu verführen.“

„Wie das, mein Herr,“ rief ich aus.

„Ja, Madame! zuerſt erzeugen ſie Zweifel in Ihrem Innern über die heiligſten Wahrheiten, und dann flüſtern ſie Ihnen allmälig den Gedanken ein, daß eine Revolution eine recht ſchöne, gute Sache ſein könnte! Sie fürchten die Revolution bereits nicht mehr, doch wollen die Dämonen ſogar, daß ihre Wünſche die Schreckenszeit herbeirufen.“

Wirklich ſchien es mir ſeit einiger Zeit und mit mir ſo manchen edlen Geiſtern, daß eine Revolution nicht nur eine heroiſche, ſondern auch eine durch die entſetzliche Verderbtheit der Vornehmen unvermeidlich nothwendige Sache ſei; niemals hatte ich übrigens dieſe Meinung laut werden laſſen, auch war ich zu jung, um von ſolchen Dingen zu ſprechen, und gewohnt, meine Meinungen für mich zu bewahren.

Scävola Cazotte*) trat jetzt zu ſeinem Vater und wie um mir zu Hilfe zu kommen, bemerkte er ihm: „Sie ſehen

*) Wir wiſſen gewiß, daß derſelbe noch vor wenigen Jahren lebte; möglich, daß er noch unter den Lebenden wandelt.

wohl, mein lieber Vater, alle jungen Gemüther, alle edlen Seelen müssen diese Idee hegen, und ich selbst, Madame," fügte er hinzu, "ließ mich eine Zeit lang, von diesen süßen Täuschungen beherrschen, aber ich sehe sie jetzt schon wieder verschwinden."

"Jetzt schon," wiederholte ich mit dem Ausdrucke des Bedauerns.

Cazotte schaute mich mit trauriger Miene an. "Wenn Sie wüßten, wie viel Blut, wie viele Thränen und Schande eine Revolution unser armes Frankreich kostet, würden Sie gewiß die Hände zum Himmel emporheben und zu ihm flehen, uns damit zu verschonen. Die Großen haben ihre Größe sehr mißbraucht, dies gestehen viele von ihnen selbst; die Reichen haben auf eine elende Art ihren Reichthum angewendet, wie der Adel seine Vorrechte und die großen Geister ihren Verstand und die Wissenschaft durch die falsche Gelehrsamkeit, die sie auf der Welt verbreiten; aber was ist alles Dieses gegen den unverbesserlichen Mißbrauch der rohen unvernünftigen Gewalt, der wir ohne Unterlaß ausgesetzt sein werden? O Herr im Himmel, welche Gräuel werden unsere Augen erschrecken! Der gesellschaftliche Körper ist seiner Auflösung nahe; der Hauch der Hölle ging über ihn hin und die Geister des Abgrundes sind geschäftig, ihn in Stücken zu zerreißen; aber wir erheben unsere Hände zum Gebete, wie Moses auf dem Berge, und hierin liegt der Grund, warum der Feind uns nahe zu kommen sucht. Laßt uns aneinander halten und wachsam auf unsere Seelen sein; was unsere Leiber anbetrifft, die sind Staub, und was liegt daran, wenn sie bald zum Staube zurückkehren?"

„Lieber Vater,“ ſagte Eliſabeth mit einem flehenden Tone, „ſagen Sie uns doch keine ſo betrübenden Dinge mehr.“

„Dem ſei, wie ihm wolle,“ fuhr Cazotte fort, „Satan, du ſollſt meine Seele nicht bekommen, und auch keine von denen, die mir anvertraut ſind!“

„Mein Gott, ſprich doch nicht ſo,“ hub die ſanfte Stimme der Madame Cazotte an; „ſiehſt Du denn nicht, daß wir alle vorher viel heiterer geſtimmt waren und Du unſerer neuen Freundin Furcht einflößeſt?“

„Ich glaube,“ ſagte Scävola zu mir, „mein Vater möchte Sie einweihen und prüft Sie jetzt.“

„Nein, nein, ich will Niemanden in die Geheimniſſe einer Wiſſenſchaft einweihen, die für die meiſten Menſchen, ſeitdem ſie in der Finſterniß und im Irrthume wandeln, zu ſchwer iſt, ihre Augen können das Licht nicht mehr ertragen; aber man wird wohl begreifen, daß man über ſolche Dinge nicht ſcherzen darf, denn ſie ſind wichtig und bedeutungsvoll, ja, mehr als dieſes; ſie ſind ſchrecklich.“ Hierauf ſchwieg er und blieb einige Zeit in einer unbeweglichen Stellung; ich glaube er betete. Unterdeſſen ſagte ich zu Scävola, der neben mir ſtand:

„Wenn ich über Alles dieſes ſcherzen könnte, ſo iſt die eigentliche Urſache davon, daß ich ſolchen Dingen wenig Glauben beimeſſe, ſo wenig als dem Magnetismus, Somnambulismus u. dgl., obgleich Sie Alle ſehr dafür eingenommen ſind.“

Aber ich kam durch dieſe Aeußerung vom Regen in die Traufe, denn Herr Scävola antwortete mir:

„Gnädige Frau, Sie ſind viel zu geiſtreich, als daß Sie gleichgiltig von einem Gegenſtande ſprechen ſollten, den

Sie nicht kennen. Wer von uns, wenn er es wohl überlegen will, kann sagen, wo das Mögliche aufhört und das Unmögliche beginnt? Ich für meine Person bin der Meinung, daß uns die unsichtbare Welt mehr Wahrheit darbietet, als die sichtbare, und daß der lebendige Gedanke mehr mein Ich ausmächt, als diese irdische Hülle, die ich früher oder später verlassen muß."

„Mit Einem Worte also," sagte ich, „Sie erkennen nur das als wahr an, was nicht existirt?"

„Madame, wenn sie scherzen wollen, ist es besser, von solchen Gegenständen gar nicht mehr zu sprechen."

„Jawohl, wir wollen lieber von Etwas reden, das ich besser verstehe; betrachten Sie zum Beispiel den Herrn v. Plas; ich wollte wetten, daß er mit Ihrer Fräulein Schwester andere Wahrheiten verhandelt, die besser für uns arme Menschen verständlich sind."

Beide hatten nämlich an unsern mystischen Gesprächen gar keinen Antheil genommen; sie hatten auch miteinander nicht geredet — doch verstanden sie sich. Elisabeth, nachdem sie die Früchte umhergeboten, setzte sich auf einen ganz niederen Fußschemel, der noch hinlänglich Platz für die niedlichen Füßchen der Madame Cazotte darbot. Eine heilige jungfräuliche Würde erglänzte auf Elisabeth's Antlitz, indessen es sich mit einem lebhaften Roth färbte, als sie bemerkte, daß ihr Vater mit Chevalier v. Plas auf ein Wort, das ihm dieser in's Ohr geflüstert hatte, sich entfernte; ihr Gemüth schien sichtbar bewegt, allein sie faßte sich schnell wieder und sagte zu mir:

„Wozu wollte Sie denn mein Bruder soeben bekehren?"

Scävola antwortete: „Unſere neue Freundin, wie Du ſie nennſt, iſt nicht ſehr gläubig und ich möchte ſie deshalb gerne Eine unſerer Somnambülen ſehen laſſen.“

„Ah da kommt Ihr wieder mit Euren Somnambülen,“ rief Madame Cazotte; verſchont doch Jedermann mit dieſen Geheimniſſen, die den Verſtand verwirren; ſeid verſichert, daß der einfachſte Glaube der beſte iſt.“

„Ganz gewiß für Diejenigen, die ſo glauben; die Anderen aber müſſen Alles aufbieten, um dieſen Glauben zu erlangen; denn Gott bedient ſich jedes Mittels, um ſeine Kreatur zu ſich zurückzuführen, und gerade der magnetiſche Somnambulismus iſt ſicherlich ein ſehr ſtarkes Mittel, weil es die Unabhängigkeit der Seele von organiſcher Hülfe darthut.“ Allein Madame Cazotte ließ ſich mit Recht nichts einreden und ſo blieb meine Neugierde auf dieſe Wunder, die den gewöhnlichen Stoff zur Unterhaltung in dieſer ſonderbaren Familie gaben, unbefriedigt.

Nach kurzer Zeit trat Herr Cazotte und der Chevalier v. Plas, die unterdeſſen in lebhaftem Geſpräche vor den Fenſtern des Salons auf und nieder gegangen waren, wieder ein, aber noch mit den Spuren ſolcher Aufregung im Angeſichte, daß dieſe Bewegtheit mir auffiel, während Eliſabeth ſich erröthend zu uns wendete und die Häkelarbeit ihrer Mutter mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete; denn jene geheimen Sympathien der Seelen ließen ſie Alles fühlen und Alles verſtehen, was ihr Vater mit Chevalier v. Plas wohl verhandelt haben möchte. Madame Cazotte, welche die Bewegung ihrer Tochter bemerkte, fragte ſie ganz erſtaunt, aber doch mit leiſer Stimme: „Was fehlt dir denn, Zabeth,?“

Eliſabeth aber, auch wenn ſie gewollt hätte, würde die Zeit nicht gefunden haben, zu antworten; denn in demſelben Augenblicke näherte ſich der gute alte Cazotte mit ſeinem patriarchaliſchen Ausſehen und ſagte, indem er mich dabei anſah:

„Es iſt Niemand hier, der zu viel bei der Mittheilung wäre, die ich meiner Familie zu machen habe.“

„Meine liebe Frau,“ fuhr er mit einer gewiſſen Feierlichkeit fort, „der Chevalier v. Plas erwies uns die Ehre, um die Hand unſerer Tochter anzuhalten. Ich kenne ſeine Familie von einer ſolchen Seite, daß wir keine beſſere Verbindung für unſere theuere Tochter wünſchen können. Sein Anſinnen beehrt mich und ich wünſchte von Herzen, ihm entſprechen zu können.“

Bei dieſer Anrede nahmen Mutter und Tochter ſich ſtillſchweigend bei den Händen. Die Mutter warf einen forſchenden Blick auf ihre Tochter, die ihre ſchönen Augen auf die Wangen niedergeſenkt hatte, ſo daß man nur noch die zwei ſchwarzſeidenen Halbkreiſe ihrer Augenwimpern ſehen konnte.

„Uebrigens, meine Tochter,“ hub der ehrwürdige Greis wieder an, „habe ich noch keine beſtimmte Antwort ertheilt; denn ich habe mich auf Deine hinlänglich reife Vernunft verlaſſen und Dir freie Wahl vorbehalten. Deshalb mußt nun Du Dich darüber äußern.“

„O, mein Vater!“ ſtotterte ſie.

Madame Cazotte neigte ſich zu ihr und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

„Das heißt ein wenig hart gedrängt,“ ſagte ſie.

„Ich reise morgen schon ab," bemerkte Chevalier von Plas, „deswegen glaubte ich nicht viel zu verlangen, wenn mein Herz nur ein Wort, ein einziges Wort der Hoffnung mit in die Ferne nehmen möchte!"

„Sprich doch, mein Kind!" redete der Vater der hoffnungslosen und doch so hoffnungsreichen Tochter zu.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll! Diese Zuneigung rührt mich .... und ich möchte nicht gern ...." Sie getraute sich nicht auszureden, nur ein unaussprechlich sanfter Blick, den sie über Herrn v. Plas hingleiten ließ, schien sagen zu wollen: Ich möchte ihn gerne für seine Zuneigung belohnen. „Aber," fuhr sie fort, indem sie neuerdings die Augenlider senkte, „ich habe bis jetzt nur für meine guten Eltern gelebt und meine Neigungen wären stets auf den Kreis meiner Familie beschränkt. Lassen Sie mir Zeit, um diese neuen Gedanken, diese mir neuen Gefühle zu erwägen. Uebrigens braucht mein Vater meine Hand für zahlreiche Correspondenzen und wichtige Schreibereien. Seine mächtige Beredsamkeit kann viele Herzen wieder umlenken, und so vielleicht große und glückliche Ereignisse herbeiführen, vielleicht aber auch ebensoviel Unglück auf sein Haupt herabrufen, und in diesem Falle würde mich nichts abhalten können, solches zu theilen. Mein Herr," sie sprach immer gefaßter und ruhiger, „Ihr Begehren macht mir Ehre und Ihre Gefühle für mich könnten mich rühren .... aber betrachten Sie meinen alten Vater und meine zärtliche Mutter; ich gehöre nur ihnen an und will auch nur für sie leben. Später, wenn die Gefahren, die uns drohen, vorüber sind und Gott mir so lange das Leben schenkt, will ich es Ihnen weihen, wenn Sie anders noch wollen."

Ich habe ihre Schönheit schon gerühmt, aber indem sie diese Worte aussprach, malte sich in ihrem Blicke so viel Erhabenheit, Ruhe und Muth, daß ich heute noch glaube, sie habe in diesem Augenblicke eine dunkele Vorahnung von der Zukunft gehabt, die sie erwartete.

Dies war die Verlobung zu einer Verbindung, die sich erst nach vielen Leiden, und nachdem für die Betheiligten alle Freuden des Lebens vertrocknet waren, verwirklichen sollte.

Die öffentlichen Ereignisse machten unterdessen emsige Fortschritte. Die Revolution, von der lange Jedermann sprach, ohne an sie zu glauben, war bald für die Einen kein Traum, für die Anderen keine philosophische Schwärmerei mehr; sie rückte mit Drohen und Schrecken heran, wie eine immer näher kommende mächtige Lawine, welche Alles, was ihr im Wege ist, umwirft und vernichtet. Diejenigen, die sie hervorgerufen hatten, zitterten jetzt vor ihr, und die, welche sie fürchteten, verließen Frankreich; sicher waren nur die Aufwiegler, bis sie selbst in die Grube fielen, die sie für Andere gegraben hatten.

Als ich später zum Erstenmale wieder nach Pierry zurückkehren konnte, fand ich die Familie im Salon versammelt, doch nicht wie gewöhnlich mit fröhlichen Mienen. — Madame Cazotte wollte mich mit der gewohnten Freundlichkeit empfangen, allein ihr Lächeln war erzwungen und ihr ganzes Wesen schien mir umgewandelt. Ich hätte sie gerne um die Ursache gefragt, allein sie war nicht wie das erste Mal mit ihrem Gemahle und ihren Kindern allein, sondern eine bejahrte schlanke Dame von erhabenem Aeußern und majestätischer Haltung stand neben dem Kamine; ihr Haupt ruhte

in ihrer Hand, und sie schien in tiefes Nachdenken versunken. Nachdem man uns gegenseitig vorgestellt hatte, erfuhr ich, daß es die Marquise von La Croix, eine alte Freundin der Familie war, die sich seit einigen Jahren nach Pierry zurückgezogen hatte, und nur in Folge einer mehrtägigen Abwesenheit hatte ich sie bei meinem ersten Besuche nicht gesehen.

Nachdem wir die üblichen Höflichkeitsceremonien gewechselt hatten, fiel Frau von La Croix in ihre trübsinnigen Betrachtungen zurück und Jedermann schien ein wenig betreten, sei es nun durch meine Ankunft oder durch das fortgesetzte Schweigen der Marquise. Diese peinliche Scene, die uns Alle in einige Verlegenheit versetzte, wurde endlich durch Scävola unterbrochen, der auf mich zuging und mir sagte: „Ich bin sehr froh Sie heute noch zu sehen, denn ich stehe im Begriffe abzureisen.“ Und bevor ich ihn eigentlich fragen konnte, wohin seine Reise ginge, verließ er uns; die alte Marquise aber, die nun aus ihrem Sinnen erwachte, sagte zu Herrn Cazotte:

„Es ist Zeit, es ist hohe Zeit, er muß abreisen. Eilen Sie ihm Ihre geheime Vollmacht zu geben, ich will ihm auch sofort die meinige übertragen.“ Bei diesen Worten wendete sie sich zu Scävola, legte ihre mageren aber dennoch schönen Hände auf das Haupt des jungen Mannes, und sprach leise und langsame Worte über ihn, die wie ein Zauberspruch klangen.

„Sohn meiner Einsicht,“ sprach sie,“ höre mich an. Erhebe Deine Seele zu Gott in Demuth und Geduld, denn dieses sind die Kanäle, die zur Liebe führen und zum Lichte. Sei wachsam, wachsam zu jeder Stunde, so lange Du unter den Söhnen der Gewalt weilst. Sie werden Dich

überreden wollen, daß sie etwas über Dich vermögen, aber sei guten Trostes, es wird ihnen nicht gelingen, denn der Wachsame ist gewaffnet, und der Mann, der mit der allmächtigen That in Verbindung steht, befindet sich im Gesetze. Kämpfe gegen die Kinder der Nacht, und stoße sie in den Abgrund zurück, aus dem sie nur das Verbrechen der Menschen hervorrief, und meine Macht sowie die der Erwählten sei Dein Schirm, unter den ich Dich stelle."

Nach dem sie diese mystischen Abschiedsworte gesprochen, machte die begeisterte Frau auf die Stirne, die Lippen und auf die Brust des jungen Mannes drei geheimnißvolle Zeichen und begleitete sie mit einer leisen Anrufung, bei der ihre Augen und Hände emporgehoben waren; in ihren Blicken leuchtete eine tiefe Ueberzeugung und Ergebenheit. Nun näherte sich auch der alte Cazotte seinem Sohne, und mit zitternder Stimme sprach er: „Geh hin, mein Sohn, und diene Deinem Gotte, Deinem Vaterlande und Deinem Könige. Schreite ohne Scheu vorwärts, und unsere Gebete mögen Dich unterstützen, den Feind der Menschheit, der über Frankreich schwebt, zu besiegen."

Nassen Blickes schaute er seinen Liebling an, und legte ihm die Hände segnend auf's Haupt. Sein Antlitz leuchtete, und ich fühlte mich von inniger Ehrfurcht und Rührung bewegt. Die gute Frau Cazotte hatte ihr Haupt auf die Lehne des Sopha's gestützt und weinte heiße Thränen. Ihre Tochter, welche neben ihr kniete und sie zu trösten versuchte, betrachtete unterdessen ihren Bruder mit einem eigenen Stolze. Ihre schöne Physiognomie hatte den rührendsten Ausdruck, und ein gewisses Etwas in ihren Blicken schien sagen zu wollen: Sei ruhig mein Bruder, und tröste Dich mit mir, denn

auch ich werde einen Theil der verhängnißvollen Prüfung zu bestehen haben.“

Die Marquise und Herr Cazotte zogen sich nun mit Scävola in eine Fensternische zurück, um sich dort ungestört mit ihm zu unterhalten. Ich aber trat zu Madame Cazotte und fragte sie:

„Wohin schickt man denn eigentlich Ihren Sohn in dieser schlimmen Zeit der Störung und Bewegung? Wäre es nicht möglich ihn von seiner Reise abzuhalten?“

„O! sprechen Sie nicht davon,“ antwortete die gute Frau mit Thränen, „ich habe keine Schuld daran; seit einiger Zeit weiß ich gar nicht mehr was ich von meinem Gemahle denken soll.“

Und ein Blick, der unwillkürlich auf die Marquise fiel, deutete mir hinlänglich an, wem die arme Frau die Veränderung des Herrn Cazotte zuschrieb.

„Welche Veränderung merken Sie denn an ihm?“ sagte ich, denn ich merkte wohl, daß ihr Kummer sich Luft machen mußte, zumal die Menschen, die nicht an das Leiden gewöhnt sind, ein stetes Bedürfniß fühlen, von ihrer Noth zu sprechen.

„Wenn Sie es nur wüßten!“ begann sie; „Alles ist hier umgewendet, nichts ist mehr wie sonst, das Leben nicht mehr wie ehdem, einfach nach der Vernunft eingerichtet. Man ist,“ fuhr sie fort, nachdem sie einen verstohlenen Blick auf ihren Gemahl gerichtet hatte, „begeistert, hellsehend, prophetisch und was weiß ich noch mehr. Des Morgens sagt man voraus was sich des Abends ereignen muß, und man sieht auf fünfhundert Meilen weit, was vorgeht, man weiß welche Gefahren dem Könige drohen, und was die

Königin spricht. Man erwartet geheime Boten und sie kommen, wie unser Herr und Heiland, durch verschlossene Thüren. Ich kann wahrhaftig ohne Schauder keinen Schritt in meinem Hause mehr thun. Die Marquise sah neulich ihren todten Mann, der gekommen war, um ihr Gebet zu erflehen, und ob seiner Erscheinung heulte sogar ein Hündchen sehr heftig. Mein Kammermädchen ist somnambül, und meine Negerin hat bedeutungsvolle Träume und Erscheinungen, und diese hier," sagte sie leise, indem sie auf die Marquise und Herrn Cazotte deutete, "vereinigen sich zur gemeinschaftlichen Beschwörung der Geister, um mit ihnen die Mittel zur Abwendung der Übel herauszufinden, die Frankreich zu überziehen drohen. Und denken Sie sich, in Folge dieser Einbildungen schicken sie meinen Sohn zur Bestehung von tausend Gefahren jetzt fort!"

"Sie müssen diese Abreise zu verhindern suchen!" rief ich aus, denn ich erkannte zu wohl die Größe und Gerechtigkeit ihres Schmerzes.

"Aber mein Gott, kann ich denn?" antwortete sie mit immer zunehmender Trostlosigkeit, "können Sie glauben, daß durch das sonderbarste Zusammentreffen alle ihre Voraussagungen sich auf den Buchstaben bewahrheiten? Ich weiß nicht, wie ich mir diese Zufälle deuten soll; ich erschrecke darüber, getraue mich aber nicht, darum zu kümmern, ich arme Frau, die ich nur durch meinen gesunden Menschenverstand und meine alte Erfahrung geleitet werde!"

In demselben Augenblicke unterbrach Herr Cazotte sein Gespräch mit Scävola, um uns mit drohender Stimme zuzurufen: "Alle Prophezeihungen, alle werden sich bewahrheiten, sowohl jene, die ich schon gemacht, als auch viele

andere, welche ich noch zu machen habe. O Unglück über Unglück! Die Gelehrten dieser Zeit wollten sich von Gott abwenden; sie haben die Ungläubigkeit bis zum baarsten Unsinne getrieben, bis zur Raserei, bis zum Hasse! Sie begnügten sich nicht Gott zu verläugnen, sie wollten ihn vernichten, die Schändlichen! Der Zweifel führt unmittelbar nach sich die Verzweiflung, Wuth und Empörung und alle Arten der zügellosesten Rohheit!"

Wahrscheinlich habe ich mir bei diesen Worten, die mir ein wenig übertrieben schienen, ein Lächeln zu Schulden kommen lassen, denn er sah mich mit strafenden Augen an, und fuhr fort: „Nehmen Sie sich in Acht, Madame! auch Sie lassen Sich Schritt vor Schritt von jener Ungläubigkeit hinreisen, die unsere ganze gegenwärtige Epoche beherrscht, und Sie ahnen nicht, in welch' bodenlosen Abgrund sie uns führen wird. Der Mensch ist auf der Erde, um zu leiden und zu kämpfen."

Während er so sprach hatte sich Frau von La Croix genähert, und hörte mit aufmerksamer Miene zu, als sie aber merkte, daß das Gespräch eine traurige Wendung nahm, sagte sie mit einer Stimme, die viel sanfter war, als ihre strengen Züge vermuthen ließen:

„Wenn dem gottlosen Menschen gegeben ist, die Dämonen zu entfesseln, und ihren Einfluß auf der Erde zu vergrößern, so ist auch dem Tugendhaften gegeben, den Himmel zu seiner Hülfe herabzubeschwören. Dieser junge Mann, dessen Herz so rein, und dessen Wille so gut ist, muß unserem unglücklichen Könige beispringen, die guten Geister rufen, und die bösen bekämpfen."

„Ja ich bin bereit, hiefür mein Leben zu laſſen,“ ſagte Scävola mit einem edlen Muthe, der aus ſeinen Augen glänzte.

Die arme Mutter ſchauderte bei dieſer Erklärung zuſammen, und verbarg ihr Haupt an der Bruſt ihrer Tochter.

Jedoch die Marquiſe ſprach mit Beſtimmtheit: „Sein Leben iſt bei dieſer Reiſe nicht in Gefahr, alle unſere todten Freunde werden über ihn wachen.“

„Ach! die Todten! mir wäre lieber, er würde von den Lebendigen beſchützt,“ ſagte Frau Cazotte mit leiſer Stimme, aber die Marquiſe hatte ſie dennoch gehört, und ein faſt verächtliches Lächeln ſpielte um ihre Lippen.

„Wenn Gott einen Menſchen zu ſeinem Dienſte auserwählt,“ ſagte ſie mit Feierlichkeit, „wo iſt da ſeine Familie, ſein Vater? Wer um meinetwillen ſeinen Vater, ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter nicht haßt, iſt meiner nicht werth, ſagt der Herr.“ In dieſem Augenblicke trat Marie, die Kammerfrau der Madame Cazotte, raſch in den Salon ein. Sie zitterte heftig, und die Bläſſe ihrer Wangen verrieth ihren Schrecken.

„Meine Herrſchaften,“ ſtammelte ſie, „man läutet ſchon länger als eine Viertelſtunde die große Glocke von Epernay, und jene von Ay antwortet ihr ... hören Sie, man fängt auch an die des Dorfes zu läuten, gerade wie jenes Mal, als das Feuer bei dem Feldhüter auskam.“

Wir horchten, und hörten die eintönigen, ſchnell aufeinander folgenden Schläge der Sturmglocke. Die zwei Fenſter gegen Norden waren geöffnet, und um beſſer zu hören, machten wir auch jene gegen Mittag auf; in allen Kirchſpielen der Umgegend wurden die Sturmglocken geläutet,

und es ſchien, als ob in dieſen traurigen Tönen der Schmerz und der Schrecken die Lüfte durchzöge.

„Mein Gott, was bedeutet das, rief ich aus!“

„Das iſt der Sturm, der nun losbricht,“ ſprach Herr Cazotte gelaſſen. „Daher Muth, denn er wird ſchrecklich werden, und lange andauern. Dies iſt das Verzucken ſterbender Mächte, die noch ankämpfen gegen eine neue Macht, gegen die Macht die eben emporkömmt. Wer wird ihr widerſtehen?“

„Nichts wird ihr widerſtehen,“ rief Frau von La Croix laut aus, „denn in dem Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft iſt Alles wurmſtichig und faul, es kracht in allen Fugen!“ Und in Extaſe fuhr ſie fort: „Der Geiſt zieht mich jetzt in unterirdiſche Gemächer, ein ungeheurer Saal, der prächtig geſchmückt iſt, liegt vor meinen Augen, und in ihm ſitzen in großem Kreiſe Diener der Kirche und des Geſetzes, die ihrem Amte untreu waren; ihre Kleider ſind mit Gold und Edelſteinen beſetzt. Was macht ihr hier ſo unbeweglich? und Alle, wie von einem Willen bewegt, öffnen ihre Kleider und laſſen zernagte Leiber und häßliche Geſchwüre ſehen. Ihre Seele iſt vom Ausſatze aller Sünden ſelbſt unter ihren ſeidenen Gewändern ergriffen und zerfreſſen. Für eine große Anzahl unſerer Brüder wird bald die letzte Stunde ſchlagen — warum kann ich ſie nicht davon benachrichtigen!“

Mit Staunen und Schrecken ſahen wir einander an, und die ſchauerlichen Töne der Sturmglocke, welche die ſonderbare Viſion der Marquiſe begleitete, ließen uns das Blut in den Adern ſtocken. Eliſabeth allein bewahrte ihre Ruhe

und ſchaute nur immer auf ihren Vater, als ob alle Gefahren und Befürchtungen blos ihn bedrohten.

Während dieſes Schweigens, in das wir Alle durch die ſchrecklichen Worte der Frau von La Croix verſetzt waren, kam auf einmal ein Haufe Bauern herbei gelaufen, und drang durch alle Thüren in den Hof, die Einen erſchrocken und traurig, die Anderen heiter und frohlockend. Marie trat an eines der Fenſter, die auf den Hof gingen.

„Was für Nachrichten bringt ihr uns mit,“ fragte ſie einen großen ſtarken Burſchen an der Spitze des Haufens, der eine ungeheure dreifarbige Cocarde am Hute trug.

„Fürchten Sie Nichts, ſchöne Brünette, Alles geht gut!“ antwortete er in einem hochmüthigen Tone, und ſtimmte aus vollem Halſe das „ça ira“ an.

„Schweig doch, großer Peter,“ ſchrie ihm die Mulattin zornig zu. „Wie kannſt Du Dich unterſtehen, hier Deinen abſcheulichen Geſang aufzuführen? Weißt Du nicht, daß ihn nur ſchlechte Leute ſingen?“

Aber der große Peter, der ein wenig betrunken war, ſcheute ſich nicht, ſein „ça ira“ wieder von vorne anzufangen.“

„Was giebt es da?“ rief Scävola.„ Antworte ſogleich, oder ich laſſe Dich ein anderes Lied ſingen, und zieh erſt den Hut ab,“ fuhr er fort, indem er ihm mit einer Reitgerte drohte, die er gerade in der Hand hatte.

„Es iſt ... man ſagt ... Herr Capitain,“ antwortete der junge Mann, und fuhr dabei unwillkürlich mit der Hand zum Hute um ihn abzunehmen' „der Tyrann und ſeine Familie hätten das Weite geſucht, um der Nation zu entgehen, und jetzt ſind ſie, mit Verlaub, Alle arretirt.“

„Der König iſt gefangen," riefen wir wie aus Einem Munde.

„Der König, die Königin, die ganze königliche Familie ſammt den Damen ihres Gefolges," ſagten einige ſich hinzudrängenden Weiber mit Beſtürzung; denn bemerkenswerth iſt, daß auf dem Lande wenige Weiber revolutionär waren; was konnten ſie auch dabei gewinnen? Ihr Zuſtand bleibt ſich bei jeder Regierung gleich.

„Ja, ſie ſind Alle gefangen," jauchzte der große Peter und rieb ſich dabei die Hände; „ich hab's geſehen, habe auch die Königin geſehen, Mamſell Marie. Saperlott, was iſt die ſchön gewachſen, nur ſchade, daß ſie ſo rachſüchtig gegen das arme Volk iſt!"

„Wer hat Dich dieſe Sprache gelehrt, Du Unverſchämter!" fragte das Kammermädchen und machte ihm Zeichen zu ſchweigen, er aber fing wieder an zu ſchreien, daß es durch Mark und Beine ging, das damals ſo bekannte Lied:

Madame Veto avait promis,
De faire égorger tout Paris; (bis)
Mais le coup a manqué,
Grâce à nos canoniers;
Dansons la carmagnole,
Vive le son, (bis)
Dansons la carmagnole,
Vive le son du canon.

„Biſt Du toll, Burſche," ſchrie Marie dazwiſchen, „willſt Du ſogleich ſchweigen? Wer wird vor dem Herrn ſo abſcheuliche Lieder ſingen; in der Küche da ginge es zur Noth noch an, aber hier! Geh, packe Dich!"

„Sclavin, die Du biſt,“ brummte der große Peter. Während dieſes Zwiegeſprächs trat ein anderer Mann, der eine Patrontaſche an einem Bandelier und ein Gewehr trug, woran man den Nationalgardiſten erkennen konnte, hervor und ſagte: „Sie ſind geſtern auf der Poſt von Sainte Menehould, während die Pferde gewechſelt wurden, erkannt worden. Man ließ hierauf länger warten, als nothwendig war, und that nicht, als ob man ſie erkannt hätte; unterdeſſen aber ritt Drouet, der Sohn des Poſtmeiſters, in vollem Galopp nach Varennes, um die dortigen Behörden von dieſer Entdeckung zu benachrichtigen, und als ſie hierauf daſelbſt ankamen, war die Nationalgarde gerade aufgeſtellt, und man nahm ſie gefangen.“

„Aber ſie waren doch ohne Zweifel verkleidet, wie hat man ſie denn erkannt?“

„Man ſagt, der König habe zum Fenſterſchlage herausgeſehen und ſei ſehr leicht zu erkennen.“

„Mein Gott, welches Unglück! Und was will man jetzt mit ihnen machen?“

„Vor der Hand führt man ſie wieder nach Paris zurück, und alle Nationalgarden derjenigen Städte, durch welche ſie kommen, bilden ihre Escorte; wir ſind deshalb da, um Herrn Scävola zu erſuchen, uns nach Epernay zu führen, wo man Verſtärkung verlangt, um die Gefangenen zu bewachen.“

„Ja, helfen Sie uns, ſie recht feſthalten,“ rief der große Peter.

„Ja, ja, man muß ſie wohl bewachen,“ antwortete Scävola, „und ſie beſchützen,“ fügte er ſich zu uns wendend

hiuzu. „Wer weiß, zu welchen Ausgelaſſenheiten ſich das Volk in ſeiner Gährung verleiten läßt!“

Der Haufen vergrößerte ſich und mit ihm das Geſchrei und der Lärm.

„Wollen Sie mit uns gehen?“ fragten die Einen, und dieſe waren die Ruhigſten.

„Sie brauchen keine Umſtände zu machen,“ ſagten wieder Andere, die ſchon kühner waren; wenn es Ihnen vielleicht gegen die Natur geht, Ihren König zu bewachen, um ſeine Flucht zu verhindern, haben wir auch einen Andern, der uns kommandirt, den großen Peter hier, der hat eine gute Stimme und wird's ſo gut können, als Mancher.“

„Jawohl, vorwärts! Marſch! Feuer! Rechtsum, linksum, halt!“ ſchrie der große Peter mit durchdringender Stimme, aus welcher der Wein ſprach, „ſo geht's, mehr braucht man nicht zu wiſſen.“ Und der Haufe lachte und klatſchte ihm Beifall zu. Frau Cazotte hörte aus dieſen Worten, die am Fenſter und unten im Hofe gewechſelt wurden, daß man von Gefahren, die dem Könige drohten, ſprach und daß es nun wirklich gelte, eine große, eine heilige Pflicht zu erfüllen; ſie nahm deshalb allen ihren Muth zuſammen, näherte ſich ihrem Sohne und ſagte ihm:

„Gehe hin, Scävola, Gott ſei mit Dir; guter Scävola!“ rief ſie mit Angſt aus, „er beſchütze und bewahre Dich!“ Sie hob ſich dabei auf die Fußſpitzen, umfaßte den Hals ihres Sohnes mit einem Arme, indeß ſie mit dem Daumen der andern Hand ein Kreuzzeichen auf ſeine Stirne machte, der ſie dann heiße Küſſe aufdrückte, und bedeckte hierauf ihr Geſicht mit ihrem Taſchentuche, um den Strom hervorbrechender Thränen zu verbergen.

Wenn man wüßte, was den Müttern ihr Muth koſtet, würde man ſich überzeugen können, daß ſie zu jeder Stunde des Tages Heldinnen ſind.

Scävola antwortete nicht; mit tiefer Rührung küßte er die Hand ſeiner Mutter, machte uns Allen ein Zeichen des Abſchiedes und verließ uns.

Einen Augenblick ſpäter erſchien er wieder im Hofe in Uniform. Ein edles Feuer glänzte in ſeinen männlichen Zügen und, den Degen in der Hand, begann er nun, ſeine Soldaten aufzuſtellen. Zu ihnen geſellte ſich noch eine kleine Truppe, die einen Tambour und eine dreifarbige Fahne an ihrer Spitze hatte; ſchreiend und lärmend ſchwenkten ſie alte Spieße und Musketen, die ſie hier und da zu ihrer Bewaffnung aufgegriffen hatten; Alle hatten ſie bunte und grobe Kleidungsſtücke an, wie ſie eben damals die Bauern trugen, und in ihrem Aeußeren war ſo recht die dumme Rohheit, wie ſie noch durch den übermäßigen Genuß des Weines geſteigert wurde, ausgeprägt. Die Meiſten waren betrunken, denn das Landvolk beginnt nur ſelten eine Handlung, ohne ſich vorläufig durch den Trunk ein Gutes gethan zu haben. Indem ſie näher kamen, ſchrien ſie aus vollem Halſe:

„Es lebe die Nation! Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit Madame Veto!“

Dies war der gemeine Spitzname, mit dem das Volk ſeit einiger Zeit die Königin bezeichnet hatte.

Die Truppe zog zweimal unter ſteter Wiederholung ihres Geſchreies um den Hof herum und ſtellte ſich hierauf mitten durch die Blumenbeete vor dem Fenſter auf, wo wir waren. Der junge Kommandant hielt eine kurze Revue

über ſie, empfahl ihnen Ordnung und ſtrengen Gehorſam, und nachdem er uns mit dem Degen ſalutirt hatte, ſetzte er ſich mit ihnen in Marſch nach Epernay.

Als ſie ſchon fern waren, kehrte ſich Eliſabeth, die bisher unbeweglich am Fenſter ſtehen geblieben, zu uns um. Ihr Antlitz war blaß und verſtört, und zitternd und bewegt umſchlang ſie ihren Vater, um ihr Haupt an ſeine Bruſt zu bergen.

„Mein Vater, mein lieber Vater,“ weinte das arme Mädchen, „es wird uns doch kein Leid geſchehen? Es ſcheint mir immer, als ob alle dieſe Ereigniſſe gefahrdrohend für Sie wären!“

Der Vater antwortete nicht. Die Marquiſe, die Augen gen Himmel erhebend, ſchien noch immer, nach ihrer traurigen Miene zu ſchließen, in dem geheimnißvollen Buche des Schickſals zu leſen. Plötzlich ſchreckte ſie aus ihren innerlichen Anſchauungen auf, als ob ſie deren Anblick nicht mehr ertragen könnte.

„Eliſabeth,“ ſagte ſie, „wir wollen nun Alle beten; dies wird heilſamer für uns ſein, als die Zukunft des ſchrecklichen Schickſals zu erforſchen, deſſen ſchwere Laſt jeden unſerer Tage trifft. Wir wollen Gott bitten, daß er den Becher des Leidens von unſeren Lippen hinwegnehme.“

„Oder vielmehr, daß er uns die Kraft gebe, denſelben bis zur Hefe zu leeren, wie es unſer Heiland am Oelberge that,“ ſetzte der Greis hinzu.

Marie hatte alle Fenſter geſchloſſen und die gelbſeidenen Vorhänge herabgelaſſen, deren Dichte ſowohl das Licht wie den Lärm minderte, worauf wir niederknieten. Herr

Cazotte und die Marquise beteten vor und antworteten sich gegenseitig in einer Sprache, die etwas mystisch und voll von orientalischen Bildern war. Wir harrten sehr lange beim Gebete aus, indem die Sturmglocke immer fort läutete, die sich auch die ganze Nacht über noch vernehmen ließ. Man muß diese ahnungsvollen Nachklänge, die oft ein Windstoß ganz nahe brachte, und die Wirbel der Trommeln aus allen benachbarten Gemeinden, in die sich Geschrei und ferne Gesänge mischten, selbst gehört haben, um sich einen Begriff von jener Schreckensnacht zu machen.

Der junge Cazotte zeigte bei seiner Unternehmung eine seltene Ergebung und Unerschrockenheit. An der Spitze seiner kleinen Truppe, die sich in Epernay durch treue und ergebene Männer vergrößert hatte, konnte er unter dem Vorwande der Bewachung die königliche Familie vor Unbilden schützen, die sie von Varennes aus unaufhaltsam verfolgte. Ein Zufall gab ihm Gelegenheit, dem jungen Dauphin, den die Menge von seinen erhabenen Eltern getrennt hatte und der noch ganz verwundert war, sich auf einmal unter diese widrigen Gestalten versetzt zu sehen, persönlich Schutz zu leisten.

Welch lange Qualen wären diesem königlichen Kinde erspart gewesen, wäre es an jenem Tage gestorben!

Der junge Cazotte trug ihn auf seinen Armen aus der Menge heraus und fühlte, wie die Thränen ihm über die Wangen rannen, die das gute Kind streichelte, um ihm für seine Mühe zu danken. Als die Königin ihren Sohn wiedersah, lächelte sie dem wackern Jüngling zu, und zwar mit der Freude einer Mutter. Scävola's jugendliche Hoffnungen erblickten in diesem Tage einen der schönsten und reichsten

ſeines Lebens, und dieſe ſchöne Erinnerung aus der Jugend belebte gar oft die Tage, die mit ſo großen Leiden bezeichnet waren.

Kurze Zeit noch und der Sturm hatte uns Alle zerſtreut! Die Einen verließen Frankreich, und Andere, welche dort blieben, mußten verborgen leben. Verfolgung, Gefängniß und ſelbſt der Tod trennten uns von einander, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, weiß ich nicht mehr aus eigener Erfahrung, denn der Strudel der Revolution hatte mich weit hinweg geſchleudert; ich habe es aber ſpäter von verſchiedenen Zeugen erfahren.

Während eines Jahres lebte die Familie ſehr zurückgezogen, zeigte ſich faſt nie nach Außen, und hoffte ſo in ihrer Einſamkeit vergeſſen zu werden.

Vielleicht wäre es ihr auch gelungen; aber Herr Cazotte unterhielt einen ausgedehnten brieflichen Verkehr, ſowohl in Frankreich mit ſeinen Anverwandten, als auch mit ausgewanderten Freunden im Auslande. Seine myſteriöſen Viſionen, ſein in ſo hohem Grade geſchärfter Verſtand ließ ihn alle unvermeidlichen Folgen jedes Tagesereigniſſes begreifen, und er bezeichnete dieſe mit den ſchärfſten Worten. Vielleicht wähnte er auch manchmal, ſelbſt gegen die Ueberzeugung ſeines Verſtandes, ein Mittel zu ſehen, ſo großen Störungen ein Ende zu machen, als ob dies möglich geweſen wäre. Laſſen Erdbeben ſich durch einen Befehl oder Vulkane ſich durch den ohnmächtigen Hauch der Menſchen dämpfen?

Die Menschheit scheint wie die Erde, auf der sie wohnt, große Sündfluthen zu erleiden, deren Quellen von Oben wohl verborgen werden. Vielleicht kann dem Ausbruche solcher Krisen vorgebeugt werden, aber wenn ihre Wirkungen einmal sichtbar sind, kann sie nichts mehr zum Stillstande bringen. Dennoch werden Versuche gemacht, man unternimmt das Unmögliche, selbst wenn man es für unmöglich erkannt hat.

Elisabeth war die Sekretärin ihres Vaters und beide gaben in ihren Briefen die Gesinnungen ihres Herzens kund, die ihnen noch so traurige Folgen zuziehen sollten.

Es waren dies zum Beispiele Rettungspläne für den König, die Königin und ihre Kinder.

Herr Cazotte bot sein Haus als Zufluchtsstätte an, seine Güter, kurz Alles, was er besaß, selbst die Hülfe seiner Feder und seiner so allgemein anerkannten Beredtsamkeit. Diese Briefe, von denen noch viele vorhanden sind, wurden ihm indeß gefährlich. Am 12. August wurden deren unter den Papieren des Herrn von La Porte, Intendanten der Civilliste, gefunden. Man wollte in ihnen eine förmliche Verschwörung ersehen, weshalb ein Emissär des berüchtigten „Wohlfahrtscomité" nach Pierry geschickt wurde, um Herrn Cazotte zu verhaften.

„Erkennen Sie diese Briefe an?" sagte der Beamte, der am Morgen mit einigen Gensdarmen und einem Polizei-Kommissär von Epernay angekommen war, zu Herrn Cazotte.

„Ja, mein Herr!"

„In diesem Falle werden Sie uns folgen; hier ist der Verhaftsbefehl."

„Mein Herr!“ rief Eliſabeth, „ich habe für meinen Vater dieſe Briefe geſchrieben.“

„Ganz gut, mein Fräulein, ſo muß ich Sie mit ihrem Vater verhaften.“

Dies war es eben, was Eliſabeth beabſichtigte. Die Mutter bat um dieſelbe Gunſt, aber ſie wurde ihr abgeſchlagen.

Eliſabeth traf hierauf in der Eile einige Vorkehrungen und ſprach zur Mutter:

„Gott ſei gelobt, ich werde den Vater nicht verlaſſen müſſen! . . . Seien Sie getroſt, liebe Mutter, er iſt doch wenigſtens nicht allein, und ich werde über ihn wachen!“ Frau Cazotte aber vergoß bittere Thränen.

„Was ſoll ich beginnen,“ ſagte ſie; „was wird aus mir werden? Seit dreißig Jahren iſt dies die erſte Trennung von meinem Gatten; ach, ich werde es nicht überleben!“

Sie ſchloß ihren Gatten in ihre Arme, als ob ſie ihn zurückhalten wollte. Die Fenſter waren offen; die Bauern drangen in Menge in den Hof und waren Zeugen ihres großen Schmerzes. Die Mehrzahl der Dorfbewohner, die ſehr gut für die Familie geſtimmt war, ſeufzte, andere dagegen ſchienen hoch erfreut und ſagten:

„Ganz recht ſo! Wenn ſie fort ſind, werden wir uns in alles Dieſes theilen!“

„Seht ihr dieſe ſchönen Möbel? Warum ſoll nicht jetzt die Reihe an uns kommen, uns darauf zu ſetzen?“

„Ich will den Wein!“

„Ich das Weißzeug!“

„Ich das Geld!“

„Aber was machen wir mit dem Hause? Dies werden wir verloosen müssen.“

Bald entstand ein großer Lärm unter Denen, die sich in das Erbe der Familie theilen wollten, welche noch unter Thränen und Wehklagen versammelt war.

Während dieser Verhandlungen sprachen an einer anderen Stelle zwei Männer aus dem benachbarten Dorfe mit einander, sie waren von dem Schlage Solcher, die bei ihren Landsleuten für gelehrt gelten, weil sie den Kalender lesen können. „Es geht Alles ganz gut,“ sagte der Eine zum Andern, „aber Duru, wir haben dennoch einen großen Fehler gemacht, seitdem wir in der Revolution sind.“

„Welchen glaubst Du Dir denn vorwerfen zu müssen, Vimont? Ich fürchte übrigens, wir haben uns deren mehrere vorzuwerfen.“

„Nein, aber siehst Du, wir thaten sehr Unrecht, daß wir unsern Pfarrer und unsern Herrn nicht gleich aufgehängt haben, denn man kann nicht wissen, wie die Bursche einmal wiederkommen könnten, und wir haben sie doch nie mehr nöthig. Der Mensch muß sich selbst durch seine eigene Vernunft leiten, und es ist höchste Zeit, allen Aberglauben abzuschütteln.“

„Wenn Ihr aber überall so den Pfarrer und den Herrn fortschicken wollt, wer wird denn Mitleid mit uns haben, wenn wir keine Arbeit finden?“ wendete eine alte Frau ein, die in der Nähe stand und ihrem Gespräche zuhörte.

„Seht doch die alte Aristokratin!“ sagte Vimont. „Brauchen wir in Zukunft das Mitleid der Reichen anzurufen,

wenn wir ihnen Alles genommen haben, was ſie beſitzen? Wir theilen alle Güter und fangen jetzt ſogleich mit dieſem hier an, verſtehſt Du, Alte?"

„Ja, das iſt etwas Anderes," antwortete die arme Frau.

Und Jeder machte nun von Neuem ſeine Pläne auf Dasjenige, was ihm am meiſten in die Augen ſtach. Man fing an, hitzig zu werden und endlich ſich zu ſchelten und zu zanken, da Mehrere durchaus die nämlichen Gegenſtände haben wollten.

Aber in demſelben Augenblicke, wo ſich Einige ſchon im Beſitze des Gegenſtandes ihrer Wünſche glaubten, gaben die Kommiſſäre den Gensdarmen Befehl, den Hof von den Bauern zu räumen. Und Alle wurden zu ihrem größten Verdruß ungeſtüm zurückgeſtoßen. Die armen Menſchen, in deren unwiſſenden Köpfen die Ideen von Menſchenrechten, Freiheit und Gleichheit rumorten und gährten, wie junger Wein in einem zu engen Faſſe, gaben ſich nur ſchwer zufrieden, die Weiber aber blickten der ſcheidenden Familie mit trauriger Miene nach.

Gegen Abend am 27. Auguſt 1792 kam Herr Cazotte mit ſeiner Tochter nach vielen überſtandenen Gefahren in Paris an; überall auf ihrem ganzen Wege fanden ſie die Gemeinden in Aufruhr und das Volk unter den Waffen, denn der 10. Auguſt zerriß vollends alle Bande, die das Volk noch an den König geknüpft hatten. Das Blut floß an dieſem traurigen Tage in Strömen, und wie es nicht ſelten

bei Revolutionen, in welchen die höheren Gründe dem Volke verborgen bleiben, der Fall ist, daß Diejenigen, welche zu ihrer Entstehung wesentlich beigetragen haben, sich am ersten über sie beklagen, so hielten sich auch hier die Anstifter für die Bedrückten. Die Vertheidigung des Schlosses, welches durch die Emeute gefährlich bedroht war, wurde für einen Angriff gehalten, und das Volk vergoß dabei in der Meinung, sich nur zu vertheidigen, Ströme von Blut.

Von einem Ende Frankreichs bis zum andern lagen die Gemüther fieberkrank darnieder; alle Zügel rissen, alle Schranken fielen, Jeder wollte neue Pfade betreten und schüttelte tobend und schnaubend jede ihm aufgebürdete Last ab, zerbrach alle Fesseln und rannte, ohne zu sehen wohin, unaufhaltsam dem entsetzlichen Chaos verderbendrohender, abscheulicher Gedanken und Ideen zu.

In Mitte dieser allgemeinen Gährung hatte sich noch das Gerücht verbreitet, die Verschworenen des 10. August (so nannte man die Vertheidiger des Königs) wären in Verbindung mit den Emigrirten im Begriffe, Frankreich an die Ausländer, die bewaffnet an den Grenzen standen, zu überliefern, und gerade an dem Tage, an welchem Cazotte und seine Tochter in Paris ankamen, fiel die plötzliche Nachricht von der Einnahme Longwy's durch die preußischen Heere wie eine feuerige Bombe in Paris nieder und entzündete dort mit Einemmale die nur zurückgehaltene Wuth; diese und der gekränkte Nationalstolz zeitigten die Revolution.

„Gewiß, hier ist eine elende Verrätherei im Spiele," rief man in der Verzweiflung aus; „man hätte sich wenigstens ein halbes Jahr lang in der Stadt vertheidigen können und man hat sich feig ergeben. Verrath! Verrath! Die

Adeligen, Reichen und Prieſter verrathen das Volk! Fluch über alle Verräther!“

Dies war der Inhalt der Geſpräche auf den Straßen, denn alle Arbeit war aufgehoben und das müßige Volk rannte von Ort zu Ort, verſammelte ſich unter großem Lärm und befragte ſich troſtlos über die Einzelheiten des „Ereigniſſes.“

Unſere Gefangenen kamen unter Begleitung der Commiſſäre, die ſie arretirt hatten, mitten in dieſer Gährung an. Herr Cazotte und ſeine Tochter glaubten, nach den traurigen Auftritten, die ſtattgefunden, nach dem Gemetzel des 10. Auguſt und der Verhaftung der königlichen Familie, Traurigkeit und Ruhe in Paris zu finden; daſelbſt aber herrſchte die ſchrecklichſte Aufregung. Ueberall bildeten ſich lärmende Gruppen und zu der ſchon ſo ſehr aufgeregten Bevölkerung von Paris geſellte ſich noch eine, der Stadt ganz fremde, nämlich der Auswurf aller Provinzen, Leute ohne Willen und Zweck und ohne jede andere Beſchäftigung, als diejenige, welche ihnen eben die gegenwärtige Verwirrung bot. Den Tag über liefen ſie umher und des Nachts bivouaquirten ſie in ſchwärmenden Haufen auf den Straßen.

Nur mühſam kam der Wagen Cazotte's durch das Gedränge, das bei jedem Schritte dichter wurde. Von der Barriere Saint-Martin bis zum Stadthauſe, wo der außerordentliche Rath zur Beurtheilung der Verbrechen des 10. Auguſt verſammelt war, wurden die Haufen immer dichter und die Wuth des Pöbels wuchs mit jeder Stunde.

Ein Mann aus dem Volke, der dem Wagen aus dem Wege gehen mußte, blickte auf, und als er Nationalgarden erblickte, rief er aus, mit der Fauſt hindeutend: „Seht,

ſeht, das ſind gewiß Verſchwörer!“ Der Ruf zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Kutſche; Alle ſchrieen untereinander: „Ja, ja, es ſind von den Tyrannen des armen Volkes, von den blutdürſtigen Tigern, die uns in Einem Biſſen verſchlucken möchten! — Nieder mit den Tyrannen! Nieder mit den Reichen! Nieder mit den ci-devant!“

Das Geſchrei, die Aufregung wurden immer bedrohlicher und der geleitende Polizeicommiſſär von Paris, ein wohlbeleibter Mann, wiſchte ſich fortwährend die dicken Tropfen von der Stirne. Der Commiſſär von Epernay, im Aeußern ein Gegenſtück ſeines Collegen, denn er war ein ſchmächtiges Männchen, ließ ſeine Augen umherſchweifen, als ſuche er ein Mittel zu entkommen.

Als das Geſchrei: Nieder mit den Verſchwörern! Nieder mit den Feinden der Nation! Es lebe die Freiheit! immer vielſtimmiger und ſtürmiſcher erſchallte, ſtiegen die Nationalgardiſten vom Wagen ab und verloren ſich unter der Menge.

Cazotte aber war nicht einen Augenblick ſeit ſeiner Verhaftung von ſeiner Ruhe und Gleichmüthigkeit verlaſſen worden und das klare und lichte Antlitz ſeiner Tochter erſchien auf dem braunen Hintergrunde des Wagens wie ein Stern am düſtern Himmel.

„Der arme Alte ſieht doch ſehr gutmüthig aus,“ bemerkte ein Weib, das ein Kind auf dem Arme trug, und das Kind warf Eliſabeth ein Kußhändchen zu und Eliſabeth dankte ihm, als dem einzigen wohlwollenden Weſen, das ihr ſeit mehreren Tagen erſchienen, mit ihrem anmuthigſten Lächeln.

Ganz nahe rief aber eine rauhe heißere Männerstimme: „Ach was, es sind Reiche, und das ist genug; alle Reichen sind Feinde des Volkes; erst wenn sie alle todt sind, können wir frei und glücklich sein, d'rum sagt auch der Volksfreund: wir müssen 300,000 Köpfe haben.“ Und ein kleiner, pedantisch aussehender Mann fügte hinzu, als wäre er aufgestellt gewesen, das Volk aufzuwiegeln — vielleicht war er es wirklich —: „So lange in einem Walde große Bäume sind, kann das Gesträuch nicht gedeihen. Nieder mit den Großen!“

Die Pferde konnten nur mit knapper Noth durchkommen, denn die Menge versperrte die Straße; der Kutscher fürchtete, sich mit Gewalt Bahn zu brechen, und doch fühlte er, wie ihre Rettung nur davon abhinge, daß er vorwärts komme. Inzwischen aber ward die Stimmung immer bedrohlicher. „Die Gerechtigkeit ist zu langsam,“ äußerte jetzt Einer; „sie thut, als fürchte sie, an diesen Menschen sich zu vergreifen; am 10. August machten sie doch nicht so viele Umstände, diese Schinder!“ — „Was brauchen wir die Richter!“ begann ein Anderer wieder; „wir wollen den Schlafmützen zeigen, wie man verfahren muß!“ — „So wollen wir mit diesen da anfangen; Tod den Verschwörern!“ heulte nun die wüthende Rotte, und diese mit Sensen, Waffen oder Stöcken bewaffneten Männer machten Miene, den nur langsam vorwärts kommenden Wagen vollends anzuhalten. Der kleine, vor Schrecken erdfahl gewordene Commissär rief jetzt von seinem Sitze: „Achtung vor dem Gesetze! Gefangene sind heilig!“ Und sein dicker College fügte hinzu: „Ich bin Commissär der Commune und muß ihr die Gefangenen abliefern.“ Aber der Schrecken

hatte ihre Stimme erstickt und sie konnten daher vom Volke nicht verstanden werden. Fräulein Cazotte bemerkte: „Wäre es nicht besser, Sie zeigten sich am Fenster und sprächen ein wenig lauter?“ — „Aber Bürgerin,“ war die Antwort, „sie schwingen ihre Säbel, Sensen und Stöcke so fürchterlich.“ Elisabeth lächelte ironisch, ihr Vater jedoch, jetzt zum Erstenmale seit ihrer Einfahrt in die Stadt sein Schweigen brechend, rief ungeduldig: „Unsinnige Vorsicht! Es scheint, Sie wollen lieber im Wagen ermordet sein? Sehen Sie nicht, daß, wenn Sie nicht reden, wir verloren sind und Sie mit uns?“ Während er noch sprach, fielen Schläge wider den Wagen und der Pariser Commissär sah ein, daß jetzt etwas geschehen müsse; er ergriff daher die Zipfel seiner dreifarbigen Schärpe, winkte damit zum Kutschenfenster hinaus und rief, so laut er nur vermochte: „Stille, Stille! Hört mich an!“

„Ah, es ist ein Commissär; er will sprechen; lasst uns hören, was er zu sagen hat,“ riefen nun einige Wortführer.

„Hört Freunde,“ begann nun der Beamte, indem er seinen breiten Körper an den Schlag verschob, daß er darin wie eingerahmt aussah, den Kopf jedoch vorsichtig zurückbiegend, „wir haben diese Gefangenen von sehr weit hergeholt, damit sie auf dem Stadthause abgeurtheilt werden“... Und sein kleiner College rief hinter ihm mit seiner Fistelstimme hervor: „Ihr könnt ruhig sein, die entgehen ihrem Schicksale nicht, in wenigen Stunden werden sie verurtheilt und um einen Kopf kleiner gemacht sein.“

„Allerliebste Aussicht!“ konnte Fräulein Cazotte sich nicht versagen zu bemerken.

„Ich will sie nur zufrieden stellen," entschuldigte leise der kleine Beamte.

„Ach was," entgegneten die Wortführer des Volkes, „wir wollen sie lieber selbst expediren." Und die ganze Rotte fiel ein: „Herunter, herunter mit ihnen."

In diesem schrecklichen Augenblicke erreichte jedoch Jaques, der treue Kutscher, die Straßenecke, indem er den Moment benutzte, wo die Männer von den Pferden weg sich an den Kutschenschlag drängten, um ein paar Schritte rascher zu fahren; und wie er auf den Grève-Platz einlenkte, ganz nahe am linken Flügel des Stadthauses, fluthete ihm ein neuer Menschenstrom entgegen. Ein anderes Schauspiel nahm plötzlich die Verfolger Cazotte's in Anspruch und er war für jetzt gerettet. Jaques trieb seine ermüdeten Pferde zu rascherem Gange bis vor den Eingang des Stadthauses; ehe jedoch die geängstigten Insassen des Wagens denselben verlassen konnten, hatte die Menge ihn umzingelt und kletterte auf die Räder, den Bock und selbst die Pferde, um die „Revolution des Tages" bequemer mit ansehen zu können, denn welcher Tag hatte in jener „Schreckenszeit" nicht die seine?

Ein ungeheurer Zug, vier Mann hoch, zog in ziemlicher Ordnung um das Stadthaus auf; er bestand aus jenen Menschen, den Kindern der Revolution, die sich selbst Sanscülotten nannten, eine Name, den die Geschichte unter ihre traurigsten Berühmtheiten aufgezeichnet hat.

Ein Mann von riesiger Größe, dessen kleine Augen funkelten und kühne Blitze schossen und dessen von den Pocken zerfressenes Gesicht mit der breitgedrückten Nase und

den aufgeworfenen Lippen häßlich geweſen wäre, würde es nicht ſchrecklich geweſen ſein, führte dieſe Bande, die außer von Sanscülotten und enthuſiaſtiſchen Jünglingen auch von Weibern mit der Picke und der rothen Mütze gebildet war. Jener Führer war Danton, der mächtige Volksredner, deſſen rauhe donnernde Stimme, wenn ſie in einer Sprache voll kühner gewaltiger Bilder wie ein wilder Gießbach ſich ergoß, eine unwiderſtehliche Wirkung ausübte; ihm zur Seite ging der unruhige Tribun Jean Debry; dieſer, ein kleiner und ſchmächtiger Mann, verhielt ſich zum koloſſalen Danton wie die Hyäne zum Tiger; beide, wenn auch im Aeußern gänzlich verſchieden, waren reißende Thiere. „Jean Debry wiederholte von Zeit zu Zeit die Worte, die er ſoeben in der Nationalverſammlung geſprochen: „Ganz Frankreich muß ſich erheben und gegen ſeine Feinde ziehen, damit die Nation endlich frei und unabhängig werde.“ Und dieſe Worte wurden ſtets mit ſchallendem Beifallsgeſchrei aufgenommen. Danton war, nachdem er der Nationalverſammlung die Einnahme von Longwy mitgetheilt hatte, mit ſeinen Anhängern zum Stadthauſe gezogen, um die Commune zu zwingen, kräftige Maßregeln zum Schutze des bedrohten Vaterlandes zu ergreifen. Wie er auf dem Grève-Platze ſich entwickelte, ließ der unabſehbare Zug die Marſeillaiſe ertönen, und dieſe in einem Augenblicke patriotiſcher Verzückung gedichtete Hymne, voll der glühendſten Leidenſchaft, macht einen unbeſchreiblich erſchütternden Eindruck, wenn Tauſende ſie anſtimmen. Es iſt, als wenn ein elektriſches Feuer den Worten entſtrömte. Eine rothe Fahne wurde von einem der Exaltirteſten der Truppe geſchwungen und Alle forderten Waffen mit Thränen der Wuth.

Cazotte und ſeine Tochter, vom Volke in ihrem Wagen eingeſchloſſen, ſahen dieſe Banden aufziehen, unter denen jeder Einzelne von wildem Enthuſiasmus glühte. Sie fühlten, daß alle rohen Kräfte der Geſellſchaft aufgeboten waren im Namen der edelſten Leidenſchaften des Menſchen, Freiheit und Vaterlandsliebe, und daß dieſe einmal losgelaſſenen Kräfte nicht würden wieder zur Ruhe gebracht werden können, bevor ſie nicht Alles, was ſich ihnen in den Weg zu ſtellen verſuchte, würden zu Boden geworfen haben. Was iſt das Meer in ſeiner Wuth im Vergleiche mit einem entfeſſelten Volke, das ſeine Rechte vertheidigen, ſein Vaterland retten zu müſſen glaubt?

Danton trat allein in den Verſammlungsſaal der Commune, während Debry ſein Gefolge anzureden fortfuhr, und als er mit den Worten ſchloß: „Wir Alle werden wie Ein Mann ausziehen, um das Volk und die Freiheit zu vertheidigen," riefen Tauſende von Stimmen: „Ja, ja, wir werden ziehen."

Die Gefangenen, in ihrem Verſteck, waren für den Augenblick vergeſſen, aber ein Wort, eine Bewegung konnte ſie verrathen und dann würde nichts ſie vor dieſer Maſſe geſchützt haben, die in ihrer Ermordung, Zerfleiſchung eine kleine Befriedigung für den in ihr kochenden Thatendrang gefunden hätte. Indeſſen zitterten nur die Commiſſäre. Glücklicherweiſe blieb Danton nicht lange im Hauſe; ſeine Anrede war kurz geweſen und hatte mit folgender hiſtoriſch gewordenen Phraſe geendet: „Weſſen bedürfen wir zur Niederwerfung unſerer Feinde, Bürger? Wir bedürfen der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit, und immer nur der Kühnheit."

Der Gemeinderath wollte und konnte sich seinem Willen nicht widersetzen und beschloß sofort, alle waffenfähigen Männer einzuberufen.

Und als Danton, an der Thüre wieder erscheinend, ausrief: „Bewaffnet Euch, tapfere Bürger, und eilt an die Gränzen, das dankbare Vaterland nimmt Euere Dienste an," — da kannte der Jubel, der Enthusiasmus keine Grenzen mehr; noch brausender und stürmischer tönte Rouget de l'Isle's unsterblicher Nationalgesang, und bei der Strophe

Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons! qu'un sang impur abreuve nos sillons!

war der schreckliche Zug bereits wieder in Bewegung, um Danton zur Versammlung zurück zu geleiten.

Endlich war der Platz leer und die Commissäre konnten sich und ihre Schutzbefohlenen in Sicherheit bringen.

Das „Sicherheitscomité", welches am 17. August bestellt worden, war mit der Untersuchung gegen die Urheber, Begünstiger und Theilnehmer an der Begebenheit des 10. August beauftragt und seine Sitzungen währten noch ununterbrochen fort. Seine Mitglieder waren Panis, Sergent, Marat, Jourdeuil und andere Ungeheuer, deren Namen mit blutigen Lettern in den Annalen der Revolution geschrieben stehen. Diese Menschen, die größtentheils Verbrechen halber aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen waren und sich jetzt an ihr rächen wollten, nahmen nun in dem Chaos der Revolution die Stellen ein, die ihnen am meisten zusagten; sie wurden der Schrecken der Welt, indem

ſie ſich das Recht über Leben und Tod aller Derjenigen angemaßt hatten, die ihrer Macht anheimfielen. Weder Jugend, noch Schönheit, am allerwenigſten Vermögen und Geburt, fanden Gnade vor ihnen.

Die Commiſſäre übergaben ihre Gefangenen an einige Nationalgardiſten, um bei Denen Rechenſchaft über ihre gefährliche Sendung abzulegen, von welchen ſolche aufgetragen worden, und Herr und Fräulein Cazotte wurden in ein Wartezimmer geführt, unmittelbar vor dem Saale des Comite's; es war eine Art Gang, finſter, dumpf und unreinlich; die Luft war durch die Menge, die den ganzen Tag über dort zubrachte, verpeſtet, und die Hitze zum Erſticken; ſein Licht bekam dieſes ſchmale lange Zimmer durch eine große breite Thür, die auf den Saal des Comite's hin geöffnet war, und durch welche die ganze Menge der unglücklichen Angeklagten zitternd und bangend aus und ein ging. Der vernachläſſigte Anzug und die verkümmerten Geſtalten der Angeklagten, ſo wie die wilden, habſüchtigen und ſchadenfrohen Geſichter ihrer Ankläger, Zeugen und Wächter, von denen ſie umringt waren, boten einen mehr als frechklichen Anblick dar.

Seit jener Zeit, die uns nun ſchon ſo weit entrückt iſt, hat man ſich in einer zugleich mehr chriſtlichen und menſchlichen Weiſe dieſes Volkes angenommen, welches bei Weitem nicht mehr iſt, was es ehedem durch Vernachläſſigung und Egoismus war; man findet den Beweis hiefür ſchon in den Phyſiognomien. Wo ſieht man noch heutzutage die unedlen, häßlichen, verwilderten Geſichter, wie ſie uns nur die Malerei aus jenen ſchrecklichen Tagen überliefert hat? Die Züge des Volkes haben ſich mehr entwickelt, ſie verrathen

mehr Einsicht, die Blicke sind viel sanfter, die Stirnen edler, und die Revolutionäre von 1848 haben, Gott sei Dank, so wenig Ähnlichkeit mit jenen von 1793, als sich diese zwei Epochen selbst ähnlich sind.

Unter den Gefangenen, die in dem Wartezimmer dicht an einander standen, waren so Manche, die sich kannten, aber die Furcht, den Verdacht, der sicherlich schon schwer auf ihnen lastete, noch zu vergrößern, hielt Jeden ab, auch nur ein Wort zu sprechen.

Man sah hier vornehme Damen und junge Frauen, die mitten in ihrer harmlosen und vergnügten Lebensweise nicht an die Gefahr denken wollten, welche sie bedrohte; auch fand man hier mehrere Geistliche, die man aus ihrer verborgenen Zufluchtsstätte hervorriß, wo sie, ähnlich den ersten Christen, heimlich ihre Mitbrüder trösteten und sie ermahnten, sich zur Bestehung von Leiden jeder Art vorzubereiten. Ferner waren einige jener jungen Leute da, die man Chevaliers du Poignard nannte. Unter ihnen waren Jünglinge aus allen Ständen, sowohl aus den höchsten wie aus den niedrigsten, welche sich aus Anhänglichkeit an den König und dessen Person versammelt hatten, als sie solche in Gefahr sahen. Sie hatten sich mit den Schweizern und der Garde des Königs am 10. August tapfer vertheidigt; aber endlich wurden sie zurückgedrängt, verwundet und zerstreut, und vergebens versuchten sie seit diesem Tage, der Verfolgung zu entgehen; Knechte und Mägde hatten sie an das Comite verrathen und verkauft und sie warteten nun, wie die ganze Menge Unglücklicher, bis ihre Sache zur Verhandlung komme und man sie rufe.

„Unſer Prozeß wird nicht lange dauern, ſprachen ſie ganz unbekümmert zu einander, wir haben die Niederlage erlitten, alſo ſind wir ſchuldig, und es wäre beſſer geweſen, ſogleich mit dem Degen in der Hand zu ſterben.“

Die Namen der Angeklagten wurden, ſobald ihr Prozeß an die Reihe kam, laut gerufen, und man hörte die bedeutendſten Namen Frankreichs; von Zeit zu Zeit vernahm man eine gellende Stimme, nämlich die des öffentlichen Anklägers Real. Er verlas mit wenigen Worten die Beſchuldigungen, die gegen jeden vorlagen. In dieſen Vorſaal trat nun Eliſabeth, ihren alten Vater unterſtützend, zwiſchen zwei Gensdarmen ein, und es war, als ob die klaſſiſche Zeit des Oedipus und der Antigone wiederkäme. Aller Augen richteten ſich unwillkürlich auf den ſchönen Greis und das junge bezaubernde Mädchen. Ihr Erſcheinen an dieſem Orte war Allen wohlthuend; auf ihrem ſo ruhigen und ſanften Antlitz war nichts als die zarteſte Beſorgniß zu leſen. „Sie ſcheinen ſehr müde zu ſein, mein lieber Vater. Sie müſſen ſich ſetzen, aber wie? es iſt kein Stuhl hier?“ Sie ſuchte mit den Augen einen Stuhl, auf welchem der alte Mann ausruhen konnte, bis er würde gerufen werden. Ein junger Chevalier du Poignard bot eine Bank, die in einer Ecke ſtand, mit demſelben Anſtande an, als ob er in irgend einem Salon geweſen wäre. Aber er erinnerte ſich ſchnell wieder, wo er war, und ſagte lächelnd zu Eliſabeth, die eben ſprechen wollte: „Danken Sie mir nicht, mein Fräulein, man könnte glauben, wir wären verſchworen!“ Am folgenden Tage fiel das Haupt dieſes jungen Mannes.

Herr Cazotte ſetzte ſich nieder. Er war erſchöpft, nicht in geiſtiger Beziehung, allein ſein Körper hatte durch die

Anstrengungen der Reise, und die Aufregung der letzten Tage ungemein gelitten. Das Bild seiner Gattin, die vielleicht den Qualen der Unruhe und der Angst erlag, schwebte seinem Gemüthe vor, und dann fiel wieder sein Blick auf seine gute, liebe Tochter, die alle diese Leiden mit ihm theilte; wird sie wohl ausharren können bis an's Ende? fragte er sich selbst, und eine Thräne glänzte in dem großen blauen Auge des Greises; Elisabeth, welche sie bemerkte, und in seinem auf sie gerichtetem Blick die Gefühle, die seine Brust bewegten, las, neigte sich zu ihm herab, und sagte: „Haben wir nicht oft den Tod für etwas Schönes gehalten, wenn er diejenigen hienieden nicht trennte, die sich lieben? Also Muth, mein lieber Vater, der Tod der sich uns naht, wird uns nicht trennen; warum wollten Sie ihn für mich mehr fürchten, als für Sie selbst? So lange ich bei Ihnen bin, fürchte ich ihn nicht." Das Mädchen küßte bei diesen Worten leise die Stirne ihres Vaters, der vor Rührung nur die Worte hervorbringen konnte: „O meine theure Tochter."

Der junge Chevalier Du Poignard hatte sich unterdessen ganz in ihre Nähe gestellt, und sich an eine Wand gelehnt.

„Es gibt doch immer noch Engel auf der Erde, murmelte er; es ist wahrhaftig Schade, daß man schon sterben muß." Eben rief man ihn; er ließ nicht auf sich warten; er wurde dem Criminalhof übergeben und schon am folgenden Tage hingerichtet. Auf die verschiedenen Anklagen wurde sehr schnell verfügt, und trotz des anhaltenden Geräusches konnte man z. B. die Worte vernehmen:

Der vormalige Priester, Bürger Rastignac, angeklagt, geistliche Zusammenkünfte in seinem Hause veranstaltet zu

haben, wird in die Abtei abgeführt, woselbst er so lange zu verbleiben hat, bis er die Constitution beschworen; der Bürger Matton von Larenne zur Zwangsarbeit verurtheilt... der Bürger Laihenaye nach Bicetre abgeführt...

So mancher wollte sich vertheidigen, oder eine Entschuldigung vorbringen, aber Keiner wurde auch nur angehört. Gendarmen oder freiwillige Nationalgardisten führten sie sogleich in die bezeichneten Gefängnisse.

Die Zeit verstrich langsam, und tausend peinigende Gefühle stiegen in den Harrenden auf, indeß die Menge, anstatt sich zu verringern, immer noch zunahm, denn man brachte mehr Gefangene ein, als trotz der Schnelligkeit des Verfahrens, und obgleich das Gericht entschlossen schien, nur Schuldige zu finden, abzufertigen möglich war; ja wenn man die Anzahl der Gefangenen betrachtete, schien es, als ob die eine Hälfte von Paris die andere angeklagt hätte.

Herr Cazotte wurde erst gegen Mitte der Nacht des anderen Tages vorgerufen. Er mußte eine strenge, lang andauernde Untersuchung aushalten, denn er war einer Verschwörung zu Gunsten „des Tyrannen" angeklagt. Seine Sache mußte dem Criminalgerichte überwiesen werden, und Vater und Tochter wurden in die Abtei geschickt, um dort zu warten bis man ihren Prozeß eingeleitet habe, oder vielmehr, um sie den schrecklichen Wirkungen der Volkswuth auszusetzen, die bekanntlich stets im Zunehmen begriffen war, so lange sie durch die geheimen Ränke feiler Böswichter, denen kein Blut zu theuer war, um ihren Haß und ihre Blutgierde zu befriedigen, sorgfältig gehegt und genährt wurde.

Die Abtei Saint-Germain-des-Près, die durch ihre Umwandlung in ein Staatsgefängniß in der Zeit der Revolution zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, glich im Jahre 1792 in Nichts ihrem heutigen Zustande. Sie ist längst nicht mehr die reiche Abtei, deren Kirche einst Childebert mit so überschwenglicher Pracht ausstattete, daß er in ihr den Glanz des salomonischen Tempels vereinigt zu haben glaubte. Im Vergleich mit jener Zeit, wo Frankreichs Könige sie mit so großen Privilegien und Freiheiten versahen, daß ihre Macht ihnen mehr als einmal fürchterlich wurde, war sie schon vor ihrer Einrichtung zum Staatsgefängnisse sehr in Verfall gerathen. Die große Menge Wiesen, von denen sie ihren Namen erhalten hatte, verschwand in dem Maße, als sich die große Stadt nach jener Seite hin ausdehnte, und auf ihnen entstanden Häuser, die bald ganze Straßen bildeten. Ihre Privilegien, unter andern auch die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, wurden aufgehoben, und mit ihnen verschwand allmälig die ausgedehnte Macht der Äbte; aber es blieb noch die schöne Kirche, welche von bedeutenden Klostergebäuden umgeben war, die sich von Saint-Marguerite bis zur Colombierstraße, und auf der anderen Seite, wo noch ein kleiner Thurm in sehr schönem Style erhalten, bis in die nahen kleinen Straßen erstreckten.

Prächtige Gärten, reinliche Höfe und Gebäulichkeiten aller Art nebst einer eigenen Kapelle für den Abt füllten einst die weiten Räume, die jetzt durch die vielfachen Veränderungen fast unkenntlich geworden sind, und es blieb nichts als die Hauptkirche davon übrig, die noch heutigen Tages eines der schönsten Monumente altgothischer Bauart ist, doch die Kelle des Maurers hat Alles zugedeckt und verkleidet,

nur in der Straße von Erfurt findet man noch einen Hof mit feuchten Mauerumwürfen, auf welchem man die schwärzlichen Spuren des Blutbades entdecken will; wahrscheinlich gibt zu dieser Meinung der Glaube des Volkes Anlaß, daß die Flecken vergossenen Menschenblutes unvertilgbar seien. Die meisten dieser Gebäulichkeiten und namentlich die Säulengänge, unter welchen früher die Klostergeistlichen bis zum Ausgange gelangen konnten, wurden in Gefängnisse mit kleinen Gitterfenster umgewandelt, und zu diesen unwirthlichen Gebäuden hatte man die beiden Gefangenen vom Stadthause aus geführt. Es mochte ungefähr 3 Uhr Morgens sein, der Gefängnißwärter schlief und man mußte lange Außen klopfen, bis endlich ein Hund im Innern anschlug und sich langsam die schwarze Thüre in ihren Angeln drehte, um Elisabeth mit ihrem alten Vater, den sie fortwährend unterstützte, eintreten zu lassen. Eine Lampe, die dem Erlöschen nahe war, beleuchtete spärlich mit ihrem röthlichen flackernden Scheine diesen traurigen Aufenthalt und ließ einige Feldbetten mit den darauf schlafenden Knechten erkennen. Der Anblick des Gefängnisses, das Geklirr der Riegel und das Henkergesicht des Wärters, dessen rohe Züge durch den Schein der Laterne, die er in der Hand trug, recht deutlich markirt waren, machten einen grausigen Eindruck auf Elisabeth, die noch vor kurzer Zeit frei war wie der Vogel in den Lüften, und stumm und zitternd schmiegte sie sich an ihren Vater.

Die Nationalgardisten, die sie gebracht hatten, gaben nun dem Gefängnißwärter den Namen und den Grund ihrer Gefangennehmung an, und dieser trug sie mit schwerfälliger Hand in die Liste der Gefangenen ein.

„Bürger Bertrand, ihre Sache steht nicht gut," sagte eine der Wachen zum Gefängnißwärter; „es handelt sich hier um eine Verschwörung!"

„A bah!" antwortete Bertrand, „die mag gut oder schlecht stehen, das wird bald auf Eins herauskommen."

„Glaubst Du?" sagte die Wache und machte große Augen.

„Nun, Du wirst sehen," antwortete der Wärter und machte bei diesen Worten eine Bewegung, die von einem höhnischen Lächeln begleitet war, so daß Elisabeth, sonst so muthig, zusammenschauerte; denn äußere Umstände sind für empfindsame Wesen von sehr mächtigem Einflusse, und es gehört mehr Seelenstärke dazu, als man denkt, über die Empfindungen, die ein Ort, eine Stunde oder nur die Dunkelheit veranlassen, sich hinwegzusetzen.

Als die Rubriken in der Liste ausgefüllt waren und die Nationalgardisten sich entfernt hatten, forderte der alte Bertrand die Gefangenen auf, ihm zu folgen, und führte sie durch die weiten Hofräume bis an das äußerste Ende des Klosters, wo er ungestüm eine schwere Thüre von ihren Eisenstäben befreite und sie in eine große, ganz zerfallene Kapelle führte, aus der ihnen eine feuchte, kalte Luft entgegenkam.

„Hier," sagte er zu ihnen, „in dem dritten Bogen steht ein leeres Bett; bequemet euch einstweilen, so gut es geht, morgen beim Tage wird man euch besser einlogiren."

„Wäre es nicht möglich, uns anders wohin zu führen," sagte Herr Cazotte, „ein junges Mädchen und ein Greis verdienen doch einige Fürsorge."

„Es ist alles schon voll," antwortete barsch der Wärter und schloß die Thüre hinter sich ab.

Cazotte und seine Tochter blieben eine Zeit lang unbeweglich am Eingange des kleinen Schiffs der Kapelle stehen. Unbekannte und schlecht beleuchtete Orte gewähren immer einen traurigen Anblick, zumal in einer Lage, in welcher sich unsere Gefangenen befanden.

„Wir wollen vorwärts gehen und versuchen," sagte endlich Cazotte, „ob wir nach so langen peinlichen Tagen in diesem traurigen Aufenthalte nicht wenigstens ausruhen können." Er lenkte seine Schritte auf jenen dritten Bogen zu, den ihnen der Wärter bezeichnet hatte.

Ihre Augen gewöhnten sich allmälig an die Finsterniß, die das spärliche Licht einer eisernen, in der Mitte der Kapelle aufgehängten Lampe nicht zu verdrängen vermochte, und sie fanden bald das ihnen angewiesene Bett. Es war dies ein schlechtes Strohpolster ohne Leintuch und ohne Decke, auf welches sich der Greis ganz erschöpft niederließ, und ein Stuhl, der dabei stand, diente der armen Elisabeth als Ruhestätte.

Das Mädchen ließ nun seine Augen umherschweifen, allein es konnte nichts erblicken, als noch einige Strohpolster und Fledermäuse, die um die Lampe herumflatterten und sie jeden Augenblick auszulöschen drohten; das Stillschweigen wurde nur durch das eintönige Zirpen eines Heimchens unterbrochen, das sich in dem alten Gemäuer verborgen hielt.

„Vater, mein Vater!" rief leise das arme Kind, von Schrecken und Furcht ergriffen, „welch trauriger Aufenthalt! Es friert mich, ich habe Angst .... O gewiß! hier ist unser Grab, ich fühle es! Was hat man mit uns vor?"

„Beruhige dich, mein Kind, faſſe Muth; ſind wir nicht immer unter den Augen Gottes? Er wird ſeinen treuen Diener im Elende nicht verlaſſen.“

„Was waren dies für Tage, lieber Vater! Welche Reiſe, welche Ankunft! Und was wird aus meiner armen Mutter geworden ſein? ..... Gott ſei Dank, daß ſie wenigſtens dieſes Elend nicht mit erlitten hat; o armes Pierry, werden wir dich je wiederſehen?“

Bei dem Namen Pierry ſtiegen alle freudigen und glücklichen Erinnerungen eines kurzen Lebens in dem Herzen des Mädchens auf, und ſie vergoß einen Strom von Thränen, deren Quell ſeit acht Tagen der Angſt, des Kummers und Schreckens verſiegt geweſen.

„O Gott habe Mitleid mit uns!“ begann ſie zu klagen, „jetzt ſind wir von der ganzen Natur verlaſſen.“

„Du irrſt liebe Zabeth; wir waren noch nie ſo ſehr von unſeren Freunden umgeben, als jetzt. Sie ſind Alle hier und wachen über uns mit liebevoller Zärtlichkeit.“

„Welche Freunde?“ fragte das Mädchen und hob den Kopf in die Höhe. „Ja, ja, ich glaube einen Seufzer gehört zu haben, und wenn auch einige Menſchen hier ſind, ſo ſind ſie leider eben ſo unglücklich, als wir, und außer Stande, uns zu helfen.“

„Ich ſpreche nicht von den Sterblichen, mein Kind. Welcher Menſch kann in dieſen traurigen Tagen Etwas für ſich ſelbſt oder ſeinen Bruder vollbringen? ſondern von jenen Geiſtern, die Gott zum Troſte Aller ſendet, die das Heil erben wollen.“

Der Tag begann hervorzubrechen, und ließ ſein Licht durch ein trübes Bogenfenſter auf das begeiſterte Haupt des

Vaters und das ſanfte Antlitz der Tochter fallen, die zu ſeinen Füßen ſaß und mit Liebe zu ihm emporſchaute. Ganz nahe bei ihnen unter einem Pfeiler hatte ein Gefangener verſucht, auf den feuchten Platten der Kapelle, nur in ſeinen Mantel gehüllt, den Schlaf zu finden. Die Ankunft des Herrn Cazotte und ſchon ſeine erſten Worte hatten ihn wieder aufgeweckt, er hörte alſo ihr Geſpräch, und jetzt erſt betrachtete er mit Staunen den Greis und ſeine Tochter.

„Mein Herr," ſagte er zu ihm, „Sie haben wahrhaftig ſehr wohl daran gethan, Engel-Erſcheinungen hierher kommen zu laſſen, um dieſen Aufenthalt zu verſchönen, denn er iſt nicht zum angenehmſten."

Herr Cazotte, der noch nicht von den Höhen herab gekommen war, wohin ſein Geiſt ſich geſchwungen hatte, antwortete: „Die Augen des Körpers ſind immer an das irdiſche gefeſſelt, aber die Augen der Seele, zumal wenn ſie durch das Gebet und den Glauben erleuchtet ſind, ſehen überall das ungeſchaffene Licht erglänzen, und Alles was in ihm lebt und webt."

„Sie haben eine glückliche Gabe, mein Herr, alle Dinge von einem ſo erhabenen Standpunkte aus zu betrachten; ich, wie Sie ſehen, gehöre in jeder Beziehung der Erde an, und befinde mich gegenwärtig dabei ſehr ſchlecht," ſagte der Gefangene auf ſein hartes Lager deutend, „ich bewundere Ihre Philoſophie, und möchte ſie nachahmen können, aber...."

„Es iſt ſelten Schade, zu ſterben," antwortete der gute Cazotte mit einem Lächeln. „Manchmal iſt das Leben ſchön, und ich habe es mehr empfunden, als viele Andere, aber glauben Sie mir, der Tod iſt noch beſſer."

„Mit welcher Sicherheit Sie doch ſprechen," ſagte Herr von Saint-Meard ... „ich möchte indeß doch wiſſen, bei wem ich bin. Ich kenne einen Mann, der gerne von Engeln, Zukunft, Viſionen, und in einer Weiſe ſchreibt, wie ſie reden."

„Und wer wäre dieſer Mann?"

„Dies iſt Cazotte, der liebenswürdige, aber, wie mir ſcheint, ein wenig überſpannte Verfaſſer des diable amoureux und mehrerer anderer trefflicher Werke."

„Das bin ich ſelbſt," ſagte der Greis mit einem naiven Lächeln, das nur ihm eigen war.

„Wirklich? Ach, dies freut mich unendlich; ich habe mir längſt gewünſcht, Ihnen einmal zu begegnen!"

„Dieſes Zuſammentreffen wird nicht von langer Dauer ſein," antwortete Cazotte, „und auch der Ort iſt leider ſehr unglücklich dazu gewählt!"

Unterdeſſen waren die Eiſendiener in die Kapelle gekommen, ſie brachten einige ſchlechte Nahrung in gemeinen irdenen Gefäßen, die ſie auf eine lange Tafel in der Mitte des Schiffes aufſtellten. Ihr Geräuſch weckte bald ſämmtliche Gefangenen auf; man ging, man kam, und einige Gefängnißwärter waren für ſchweres Geld damit beſchäftigt, kleine Bequemlichkeiten für die Gefangenen einzurichten. Wachen riefen bereits Verhaftete, um ſie vor Gericht zu führen, von dem ſie nur wieder entlaſſen wurden, um zum Tode geſchleppt zu werden. Man ſagte ſich Lebewohl und wünſchte ſich Glück, wie Reiſende thun, wenn ſie ſich in Mitte ihres Weges begegnen, und keine Hoffnung haben, ſich je wiederzuſehen.

„Meine Herren," ſagte der neue Freund des Greiſes zu einigen ſeiner Bekannten, wir haben dieſe Nacht einen

Gast mehr bekommen. Ich stelle ihn Ihnen als den Liebenswürdigsten von allen Denen vor, die wir bis jetzt gehabt haben; es ist Herr Cazotte, der Verfasser des Olivier, des Lord impromptu und mehrerer anderer ausgezeichneter Schriften."

Der Name Cazotte ging von Mund zu Mund, und bald waren alle Gefangenen um den liebenswürdigen Greis versammelt, welchem seine Müdigkeit nicht gestattete, das schlechte Bett zu verlassen, auf welchem er saß.

Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich nun, und man hätte glauben können, die Kapelle hätte sich in einen Salon umgewandelt. Herr von Brissac erzählte Anekdoten vom Hofe, Herr von Sainte-Palaye sprach von Chevalerie, und Herr von Saint-Meard ließ seinen beißenden Witz spielen; Alle waren von jener französischen Munterkeit beseelt, wie sie in der guten Zeit herrschte, und auch durch die trübste Zeit noch nicht ganz verdrängt worden war. Gegen Abend aber bemächtigte sich der Kummer aller Gemüther, die Unterhaltung nahm eine ernsthaftere Richtung, und Aller Herzen waren durch eine gewisse Unruhe beengt. Um diese Zeit kamen gewöhnlich die Frauen, welche sich für die Nacht in anderen Theilen des Gefängnisses befanden, zum Besuche ihrer Väter, Brüder oder Gatten, und erwarteten oft in der Kapelle das Ende des Tages, bei welcher Gelegenheit man sich gegenseitig tröstete und ermunterte, man schmiedete sogar Pläne für die Zukunft, obgleich die Meisten wohl keine mehr hatten.

An jenem Tage aber kamen die Frauen nicht. Dieses fiel sehr auf und verursachte Denjenigen, die auf sie warteten, mannichfaltige Unruhe und Besorgniß. Im Gefängniß flößt

jede Neuerung Schrecken ein. Einige der Gefangenen verließen den Kreis, der sich um den alten Dichter gebildet hatte, und begaben sich in den Hintergrund der Kapelle, wo sie lange Zeit auf und ab gingen und sich ihre Befürchtungen und Muthmaßungen mittheilten.

An jenem Tage brachten die Gefangnenwärter die Abendmahlzeit wie gewöhnlich, aber sie legten auf keinen Tisch ein Messer und weigerten sich auch auf alle Bitten eines herzugeben. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Ausbleiben der Erwarteten, vermehrte die Unruhe der Gefangenen. Herr Cazotte aber und seine Tochter, die mit den Gewohnheiten des Gefängnisses noch nicht vertraut waren, verrichteten mit leiser Stimme und inbrünstiger Andacht ihr Abendgebet und gaben sich einer friedlichen Ruhe hin.

Am andern Tage kamen die Wärter erst gegen Mittag in die Kapelle. Sie sahen sehr bestürzt aus. Anstatt, wie an den andern Tagen, die Frauen mitzubringen, riefen sie die junge Krankenwärterin eines Garde-Offiziers bei ihrem Namen Valentine sowie Fräulein Cazotte und bedeuteten ihnen in barschem Tone, daß sie ihnen sogleich folgen sollten.

„Was bedeutet das? Was ist vorgefallen? Sind denn die Frauen in Gefahr?“ fragte man von allen Seiten.

„Nein,“ brummte der Gefangenwärter, „deßwegen soll ich sie holen, „damit sie nicht erst in Gefahr kommen.“

Die Gefangenen sahen einander staunend an. Diese Worte klangen ihnen wie eine sehr verhängnißvolle Nachricht. Fräulein Cazotte und ihre Gefährtin wurden wiederholt gerufen und kamen endlich aus der Sacristei hervor. Elisabeth, welche die letzten Worte des Wärters verstanden hatte, sprang auf ihren Vater zu, drückte ihm die Hände und sagte: „Ach,

mein Vater, ich werde Sie nicht verlaſſen, ich will alle Gefahren mit Ihnen theilen, das Leben, den Tod, alles ſoll uns gemeinſam treffen.“

„Um's Himmels willen!“ rief die andere Dame aus, und ſchlug die Hände zuſammen, „trennt mich nicht von meinem Herrn; er ſtirbt, laßt mich ſeinen letzten Seufzer hören!“

„Er wird wohl auch ohne Sie ſterben,“ ſagte hohnlächelnd einer der Henkersknechte; „man kommt allein auf die Welt und kann auch allein wieder daraus fortgehen. Kommen Sie jetzt mit,“ ſagte er, und nahm ſie feſt beim Arme. „Schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren, nimm du die Andere beim Arme!“ ſagte er barſch zu ſeinem Gehilfen, der nun Anſtalt machte, Eliſabeth mit Gewalt von ihrem Vater hinwegzureißen. Dieſe aber begriff, daß jeder Widerſtand fruchtlos ſein würde, und ſprach zum Knechte mit ihrer eigenthümlichen Würde: „Rührt mich nicht an, ich werde Euch freiwillig folgen!“

„Muth! meine geliebte Tochter,“ rief ihr der bekümmerte Vater zu, „wir werden uns wiederſehen!“

„O ja, ich glaube, ich fühle es! Adieu! Adieu!“

Die Gefangenen wußten nicht, wie ſie die Wegführung der Frauen deuten ſollten. Waren die Frauen oder ſie ſelbſt die von der Gefahr Bedrohten?

Wie ſie ſo in ihrer Herzensangſt zuſammen ſprachen, hallten drei Kanonenſchüſſe in der Kapelle wider, daß die Fenſter davon erklirrten. In demſelben Augenblicke fing die Sturmglocke an zu läuten, und bald darauf antwortete dieſen traurigen Signalen ein lauter Trommelwirbel. Mitten durch dieſes Getöſe, das in der Kapelle durch das Echo

noch schrecklicher tönte, hörte man einen Menschenschrei; bald jedoch folgten diesem andere und noch schrecklichere Schmerzensrufe, die man umsonst durch laute Trommelwirbel zu übertönen versuchte, und nach kurzer Zeit vernahm man nichts mehr, als ein Gemische von Aechzen und Seufzen, mitunter einen halb ausgestoßenen Fluch und dumpfe, unregelmäßig wiederholte Schläge.

Furcht und Schrecken malte sich auf allen Gesichtern. Alles verhielt sich ruhig; diese Grabesstille wurde nur durch das Todesröcheln des jungen Baron, der in seinen letzten Zügen lag, unterbrochen.

Alle in der Abtei verhafteten Priester und Schweizer waren hingerichtet worden, nur der junge Adelige hatte das Schicksal seiner Gefährten noch nicht getheilt. Zwei Männer mit blutigen Waffen und blutigen Händen traten in die Kapelle. Ein Gefängnißwärter, der eine Fackel trug, begleitete sie und zeigte ihnen das Bett des unglücklichen Edelmanns. Einer der Männer schickte sich eben an, ihn aufzureißen, als der Gefangene ihm mit sterbender Stimme sagte:

„Ich habe genug gelitten und fürchte den Tod nicht, aber erweiset mir die Gnade und gebet mir ihn gleich.“

Der Henker wollte überlegen, aber sein Begleiter, der ohne Zweifel schon mehr abgehärtet war, forderte ihn auf, keinerlei Schonung eintreten zu lassen. Sie trugen ihn auf die Straße, wo er den Todesstreich empfing.

Die Gefangenen trauten sich nicht mehr zu sprechen; manchmal drückten sie sich die Hände und sagten einander leise Lebewohl. Aber schon nach mehreren Stunden wurden sie von Neuem aufgeschreckt, und wiederholte Schmerzens-

laute, die von Außen an ihr Ohr drangen, erſchütterten ihre Seele.

Gegen Mitternacht kamen zehn Männer, denen einige Fackelträger vorangingen, in die Kapelle. Sie befahlen, daß ſich jeder Gefangene vor ſein Bett ſtellen ſolle. Hier wurden ſie zweimal genau durchgezählt und nicht nach ihrem Namen, ſondern nur nach ihrer Anzahl in eine Liſte eingetragen, indem der, welcher ſie gezählt hatte, ſagte: „Jetzt wiſſen wir, wie viel ihr ſeid, dreiundfünfzig; ihr haftet für einander und wenn ein Einziger entwiſcht, werden die Anderen ohne Weiteres niedergehauen, ohne vom Präſidenten vernommen zu werden.“

„Gibt es denn einen Präſidenten, mit welchem man ſprechen darf?“ fragte Herr von Saint-Meard.

„Jawohl, der Bürger Maillard, mit dem Beinamen Tape-Dur, iſt es, ein ſehr wackerer und unpartheiiſcher Mann.“

„Der ſie Alle ohne Unterſchied ſterben läßt,“ bemerkte ein junger Mann.

„Er läßt ſie ſterben, wenn ſie es entweder durch ihr Verbrechen oder durch ihre Frechheit verdient haben .... Nehmt euch in Acht!“ Und ſchimpfend und fluchend entfernten ſie ſich wieder.

Der Gedanke, vor der Tödtung noch einmal vernommen zu werden, verurſachte Denen, die noch Etwas zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu können glaubten, einigen Troſt, und dieſes Hin- und Herſuchen nach Entſchuldigungsgründen beſchäftigte ihren Geiſt und gab ihrer Einbildungskraft reichliche Nahrung.

Cazotte bewahrte immer seine Ruhe und seine unveränderliche Kaltblütigkeit. Er sprach seinen Gefährten Muth ein und unterhielt sich mit Denjenigen, bei denen er noch einige Elasticität des Geistes entdecken konnte, und wahrlich, die Anzahl war größer, als man glauben sollte.

Gegen Morgen sagte Herr v. Saint-Meard zu Herrn Cazotte: „Sie sind hellsehend, Sie könnten uns gewiß sagen, ob Einer oder der Andere von uns Gnade vor diesen Ungeheuern finden wird, die sich anmaßen, über uns zu richten. Nach dem grauenhaften Lärmen, das noch immer fortdauert, zu schließen, scheint es nicht, daß der Bürger Tape-Dur gnädig gestimmt ist."

Herr Cazotte warf einen prüfenden Blick auf das gebräunte und entschlossene Antlitz des Herrn v. Saint-Meard, dessen ganze Figur den Ausdruck von Energie an sich trug. Herr Cazotte lächelte nach dieser Prüfung und sagte: „Sie haben ganz das Aussehen eines Mannes, der im Stande ist, selbst den Klauen des Teufels zu entgehen, und ich kann Ihnen ohne die geringste Furcht, mich hierüber zu täuschen, anzeigen, daß Sie sich aus denen Ihrer Henker befreien werden. Theilen Sie aber den Andern Nichts mit; sie würden mich gleichfalls befragen wollen, und unter allen Denen, die gegenwärtig um uns herum sind, wird kaum noch Einer sein, der sein Leben davon bringt."

„Dies ist doch eigen," bemerkte Herr v. Saint-Meard, „Ihre Aussage bestätigt einen Traum, den ich soeben gehabt habe."

Unterdessen hatte Einer der Gefangenen bemerkt, daß man von dem obersten Fenster der Kapelle die Aussicht in den Hof haben müsse, in welchem die unglücklichen Opfer

niedergemacht würden. Man ſtellte ſo viele Tiſche aufein
ander, bis der Geſchickteſte unter ihnen hinaufklettern konnte
dem noch ein Zweiter folgte. Kaum waren ſie oben ange
langt, als Einer ausrief: „Herr Gott, welches entſetzlich
Schauſpiel! Das Pflaſter iſt geröthet von Blut und di
Leichname liegen zu großen Haufen da.“

„Was geht in dieſem Augenblicke vor?“ fragte Her
Cazotte.

„Das Hofthor geht ſoeben auf; ein Wagen fährt her
ein, der von Gensdarmen begleitet iſt; man öffnet di
Schläge . . . O, das iſt entſetzlich! man zieht verſtümmelt
Leichen daraus hervor.“

„Das iſt nicht möglich!“ riefen unten die Gefangenen

„Hören Sie nicht das Gebrüll des Volkes? es dräng
ſich hinter dem Wagen her; wahrſcheinlich hat man ſie au
dem Wege gemordet.“

„Eben kommen noch drei andere Wagen hintereinan
der hereingefahren; Geiſtliche ſteigen heraus; ihre Begle
tung will ſie in den Gang führen. Hören Sie? Di
Wache ſchreit: „Man muß ſie richten laſſen!“ Aber e
wird nicht dazu kommen; ein wilder Haufen, der m
Piken, Säbeln, Bajonetten und Hacken bewaffnet iſt, ſtür
ſich über ſie her . . . die Unglücklichen! welcher Schreck ma
ſich auf ihren Geſichtern; ſie laufen, ſie wollen den Hiebe
entgehen, von denen ſie bedroht ſind . . . Einige haben ſi
in die Gänge geflüchtet, aber Himmel! die Andern! o Er
barmen! Da ſind ſchon vier, ſechs, zehn geſchlachtet. Welch
ſchreckliche Metzelei!“

„Da iſt ja noch ein unglücklicher Prieſter,“ ſagte je
der andere der Hinaufgeſtiegenen, „der ſich in eine de

Chaiſen, die eben fortfahren wollten, verſteckt hatte; er verſucht zu entfliehen und den Gang zu erreichen.“

„Hören Sie?“ unterbrach ihn Herr v. Fontaine, „ich glaube, man macht Anſtalt, ihn zu retten.“

Der junge Mann ſchwieg und man vernahm eine Stimme, welche das ganze Getöſe überſchrie: „Dies iſt der ausgezeichnete Abbé Sicard, der ehrwürdige Vorſtand der Taubſtummen; erſt muß man mich erſchlagen, ehe man einem Manne Etwas zu Leide thut, der dem Vaterlande ſo nützlich iſt, wie dieſer.“

„Wird denn dieſer wenigſtens gerettet?“ fragten ſie ängſtlich unten.

Herr v Fontaine fuhr fort: „Die Henkersknechte halten erſtaunt inne und ſein großmüthiger Vertheidiger bringt ihn ſchleunigſt an den Eingang.“

Nun folgte eine kurze Pauſe.

„Jetzt kommen neue Opfer an; man führt ſie aus dem Gefängniſſe hierher, um ſie zu ſchlachten. Hören Sie das Geſchrei der Kannibalen! Der erſte iſt Grandmaiſon; ein Mann zeigt ihn dem Volke und ruft dabei: à la force!“

„Das iſt wahrſcheinlich das Loſungswort.“

„Grandmaiſon geht ſtolz, mit gekreuzten Armen und kühnem Blicke einige Schritte vorwärts; menſchliche Ungeheuer, die Hände in Blut getaucht, bemächtigen ſich ſeiner und erwürgen ihn. Jetzt kommen vier Andere, die wir Alle recht gut kennen; die Tiger ſtürzen auf ſie los; die Einen wehren ſich entſetzlich, die Anderen reichen freiwillig ihr Haupt dar. So — ſie ſind Alle todt!“ Die Verhafteten ſahen ſich ſtumm vor Schrecken einander an.

„Es ſind doch wenigſtens keine Frauen unter den Opfern?“ fragte einer der Gefangenen.

„Nein, nicht eine Einzige. Aber eben geht die Thüre wieder auf; Herr Montmorin tritt ein, er ſieht aus, als wenn ihm gar nichts begegnen ſollte, er hat ſeinen Hut und ſeinen Stock noch in der Hand. Jetzt ruft eine Stimme hinter ihm: Führt den Herrn à la force ... Die Mörder packen ihn; er will ſprechen ... Der Unglückliche, er ſtürzt verſtümmelt zuſammen.“

„Da, Gott ſei Dank!“ rief Herr v. Fontaine aus, „vielleicht ſollen dieſe Gräuel ein Ende nehmen; eben kommt ein Gemeindebevollmächtigter an; er drängt ſich durch die Menge; jetzt ſtellt er ſich auf die Stufen, die zum Gange führen, und gibt ein Zeichen, daß er ſprechen will. Vielleicht will er auch uns retten.“

„Stille!“ ſagten die Gefangenen leiſe zu einander und lauſchten.

Sie vernahmen wirklich eine ſtarke Stimme, aber was ſagte ſie?

„Franzöſiſches Volk, du ſtrafſt deine Feinde, du thuſt deine Pflicht!“

Die Henker antworteten ihm mit einem Hurrahgeſchrei und ſchlugen ihre blutigen Waffen aneinander; jedoch Einer von ihnen rief: „Bürger Bevollmächtigter, wir arbeiten ſeit dreißig Stunden und ſind ſehr müde; wir müſſen Wein haben.“

„Ja,“ wiederholten die Andern, „Wein! Wein oder Tod!“

„Verehrte Bürger,“ begann der Bevollmächtigte wieder, „ihr habt Verbrecher erwürgt, ihr habt das Vaterland

gerettet, fahret fort in eurer löblichen Arbeit; die Leichname gehören euch; die Gemeinde wird noch außerdem Jedem von euch Dank ſchuldig ſein.“

„Bravo, ſehr wohl! aber Wein! tauſend Teufel! Wein oder Tod!...“

„Der Mann hat uns ſchlechten Troſt gebracht,“ ſagten die unglücklichen Gefangenen, und ſie fühlten ſich jetzt viel muthloſer, als kurz vorher, wo ſie noch ein Strahl der Hoffnung belebt hatte. Die beiden jungen Leute hatten ihren Standpunkt noch nicht verlaſſen.

„Was geht vor?“ fragten einige der Gefangenen mit ſchreckensvoller Theilnahme.

„Die Scene wechſelt,“ antwortete Herr v. Fontaine; „Orgien beginnen, man bringt Wein, er fließt neben dem Blute; der Rauſch wird ihre Rohheit, wenn es anders möglich, noch vergrößern. Eben kommen auch Weibsperſonen aus dem Volke; ſie lachen, die Unglücklichen, und ſcheinen dieſe ſchreckliche Scene mit Vergnügen anzuſchauen.“

„Man bringt Bänke herbei.“

„Ah! für die Damen; ſie nehmen Platz und verlangen, ihre Männer arbeiten zu ſehen. Faſt alle ſtricken dabei.“

„Da ſehen Sie,“ fährt Herr v. Fontaine zu ſeinem Gefährten gewendet, in einem ironiſchen Tone fort, „eben wird ein Schlachtopfer losgelaſſen, um dieſe Frauenzimmer zu unterhalten. Sie ſtellen ſich auf die Bänke, um beſſer ſehen zu können ... Das iſt Rulhières; dieſer arme Rulhières, ſo jung und erſt kürzlich noch ſo munter. Man giebt ihm einen Hieb, er ſpringt und verſucht zu entkom-

men, man packt ihn wieder ..., noch einen Hieb, er ſtürzt, er ſteht wieder auf ..., o weh! einer von den Würgern ſchlägt ihm einen Arm ab, jetzt auch den andern; o mein Gott! Das Blut ſtrömt aus den zwei Stumpen, er ſteht immer noch aufrecht; jetzt giebt ihm Einer einen Stoß auf die Bruſt, die Frauen klatſchen Beifall zu ... Ach, Gott ſei Dank, jetzt ſtirbt er!... Wir wollen jetzt wieder herabſteigen," ſagte Herr v. Fontaine zu ſeinem Gefährten, denn dieſer ſah ſo blaß aus, daß Fontaine fürchtete, er möge von dem Geſtelle, auf welchem ſie ſich befanden, herabfallen.

Als ſie herabgeſtiegen waren, ſtellte man ſich um ſie herum; Herr v. Mauſſebré ſchien den Verſtand verloren zu haben; der Schreck über das Schauſpiel, das er mit angeſehen hatte, war zu groß für ſeine Kräfte. Bei dem Anderen war ein unbezähmbarer Muth ſichtbar.

„Dieſe Elenden ſollen mich nicht dazu bringen, auch nur die Augen abzuwenden," ſagte er. „Ich will, daß ſie mich tödten," fuhr er mit Entrüſtung fort, „aber nicht, daß ſie über mich lachen. Ich werde den Kopf hoch tragen... Da! man ruft mich gerade; leben Sie wohl, meine Herren; ſteige jetzt Einer von Ihnen da hinauf, da können Sie ſehen, wie man ſterben muß."

Und er ging mit Denen ab, welche ihn fortführten. Einige Minuten nachher hörte man rufen: „Den Bürger de Fontaine à la force!" Dann hörte man einen einzigen Schlag, ein Körper ſtürzte zuſammen, und einige Frauen ſagten: „O Schade, der iſt zu ſchnell geſtorben; da war kein Vergnügen dabei!"

Gegen Mitternacht öffnete ſich die ſchwere Thüre der Kapelle von Neuem. Die Gefangenen ſahen einen Kerker-

meiſter eintreten, der eine Fackel trug. Zwei Henkersknechte folgten ihm. Nachdem er mehreren der Gefangenen ganz nahe in's Geſicht geleuchtet hatte und wahrſcheinlich den nicht fand, den er ſuchte, rief er laut:

„Jakob Cazotte.“

„Hier bin ich,“ antwortete der Greis ohne die geringſte Beſtürzung.

„Adieu, meine Herren,“ wandte er ſich an ſeine Gefährten; „Gott ſtehe Ihnen bei in Ihren letzten Prüfungen. Zeiget mir den Weg und ich werde Euch folgen.“

„Nein,“ brummte der Kerkermeiſter, „das geht mich nichts an. Ich leuchte blos und rufe die Namen, damit man keinen meiner Gefangenen verwechſelt. Dieſe braven Leute hier werden Sie führen.“

„Jawohl, fürchten Sie gar nichts, mein Herr,“ ſagte einer der Knechte mit einem gemeinen und wilden Lächeln, „die braven Leute laſſen Sie nicht irre gehen, mit uns geht man ſeinen geraden Weg.“

Und die zwei Henkersknechte faßten ihn unter die Arme und zogen ihn mit ſich fort, weil der arme alte Mann nicht ſchnell genug gehen konnte.

Die Thüre der Kapelle ſchloß ſich wieder, der Kerkermeiſter ging in eine andere Abtheilung des Gefängniſſes und der Greis befand ſich allein mit ſeinen Mördern in den dunkelen Kloſtermauern.

Cazotte gelangte bald in den großen Saal, der mit unglücklichen Verhafteten überfüllt war, die darauf warteten, zu dem nur noch durch eine Thüre von ihnen getrennten Präſidenten geführt zu werden.

Wann die Würger nichts mehr zu thun hatten, suchten sie sich die Gefangenen, wie der Schlächter die Schafe aussucht, heraus und schlachteten sie vor dem Tribunal; eine rauhe Stimme, die von Maillard, welcher von den Mördern für diesen Tag zum Präsidenten erwählt worden war, stellte kurze Fragen an sie, Manche antworteten entweder aus Lebensüberdruß oder aus Muth mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit; Andere, die weniger gefaßt waren, stammelten unzusammenhängende Worte, diese wurden nie begnadigt, und schon nach kurzer Prüfung sprach Maillard seinen schrecklichen Urtheilsspruch: »à la force! à la force!« Hierauf ergriffen die Würger, die im Hofe waren, die Unglücklichen und zerfleischten sie, wie es ihnen am meisten Vergnügen machte.

Cazotte mußte lange warten, bis die Reihe an ihn kam.

„Da steht man und verliert die Zeit," sagte einer von Cazotte's Wächtern, „es ist unerträglich langweilig hier; ich möchte lieber in den Hof gehen und dort mitarbeiten."

„Die Frauen!" sagte auf einmal eine Stimme.

„Ah, ja! die Frauen! Warum sieht man keine mehr hier? Sie sollen herunterkommen!"

„Ja, ja! sie sollen herunterkommen; sie müssen herunterkommen," wiederholten viele andere ungeduldige Stimmen. „Sie sollen herunter, es ist jetzt Zeit, daß wir auch mit ihnen fertig werden!"

Lavacquerie, den die Chroniken der Revolution noch als den menschlichsten jener Unmenschen bezeichnen, antwortete ihnen: „Man hat sie schon zweimal herunterkommen lassen, aber der Bürger Maillard hat befohlen, sie wieder

hinauf zu ſchicken; er denkt durchaus nicht daran, ſie zum Tode zu verurtheilen, ſie ſind noch jung, ſagte er, und können dem Vaterlande brave Bürger ſchenken.“

„Was iſt das für eine Schwäch!“ ſagte Cazotte's Wächter, „es ſind Töchter und Frauen von Ariſtokraten, die können nichts Gutes zur Welt bringen.“

„Wir wollen jetzt die Frauen! Herunter mit den Frauen!“ rief es von allen Seiten.

„Sie ſtehen oben auf der Stiege,“ antwortete Lavacquerie, der ſich nicht traute, dieſen wilden Menſchen Widerſtand zu leiſten, „man darf ſie nur rufen.“

„He, Bürgerinnen, kommt herunter! Schnell, ſonſt holen wir euch.“

Nach dieſen Drohungen ſah man bei dem Scheine von Fackeln, die hier und da im Saale brannten, eine Dame aus der Finſterniß, die in den oberen Räumen herrſchte, hervortreten. Sie war blaß, aber würdevoll und ruhig. Die andern Damen folgten ihr in einiger Entfernung nach. Cazotte, welcher der Stiege gegenüber ſtand, ſchaute ängſtlich zu ihnen empor. Er erkannte in jener Dame Eliſa v. Chatillon, Prinzeſſin von Tarento, eine der vornehmſten Damen des Hofes und auch eine der ſchönſten. Sie war Palaſtdame der Königin Marie Antoinette und hierin beſtand ihr Verbrechen. Weil man ſie in den Tuilerien verhaftet hatte, war ſie noch in vollem Hofſtaate. Dieſer Schmuck trug noch dazu bei, ihre Schönheit bemerkbar zu machen, ſtach aber auch um ſo mehr von dem Orte, wo ſie erſchien, ab. Eliſabeth Cazotte folgte ihr unmittelbar, und das Herz ihres Vaters erzitterte bei ihrem Anblicke. Ihre Augen ſchweiften

in dem Saale umher, aber ſie fanden Das nicht, was ſie ſuchten. Als ihr Vater ſie bemerkte, verbarg er ſein Geſicht hinter den Schultern ſeines Wächters. Er mußte ſeine Kräfte ſchonen und wollte die ſeiner Tochter nicht ſchwächen, dennoch ſchlugen ihre Herzen einander entgegen, ſie vergaßen ihre eigenen Gefahren und beſchäftigten ſich nur immer mit den Gefahren, welche den Anderen bedrohten. Nach Eliſabeth kam Frau v. Fauſſe-Landoy, die ſeit drei Tagen mit ihrem Oheim, dem Abbé Saſtignac, verhaftet war. Sie wurde im Schlafe überraſcht und war noch mit einer Art Bettmantel bekleidet, über welchen ihre aufgelöſten Haare herabfielen. Sie zitterte heftig und ſchloß die Augen, um ihre Gefahr nicht zu ſehen. Nach ihr kam die junge Pauline v. Tourzel; am 10. Auguſt wurde ſie zum erſten Male von ihrer Mutter getrennt und von den prächtigen Salons der Tuilerien, wo ſie wohnte, in das Gefängniß gebracht; ſie war noch ein ſchüchternes Kind, ſah aus wie eine junge Taube, die aus dem Neſte fällt, ehe ſie fliegen kann. Alle dieſe Damen; bei zwanzig an der Zahl, hielten ſich an der Hand, aus Furcht, ſich zu verlieren.

Als ſie an die Thüre kamen, die durch die Menge beſetzt war, ſagte die Prinzeſſin von Tarent:

„Machen Sie uns gefälligſt Platz, meine Herren, man hat uns gerufen, um zu ſterben.“

Die Menge trat mit einer unwillkürlichen Ehrfurcht vor der würdevollen Frau zurück; ſie betrat in all' ihrer Schönheit, die ihre edle Energie noch erhöhte, die Schwelle des Tribunals.

„Nein, noch keine Frauen,“ ſchrie der Präſident, „keine Frauen, geht wieder fort!“

„Dies hieße die Revolution beschimpfen,“ sagte eine andere Stimme, „schicket sie wieder zurück.“

„Aber warum denn, sie sollen sterben,“ schrieen Diejenigen, welche sie gerufen hatten.

Und fast wäre eine Emeute unter den augenblicklich feiernden Mördern ausgebrochen. Einige der Commissäre des Tribunals stellten dem Präsidenten vor, daß man die üblichen Formen durchaus einhalten müsse, und bemerkten ihm, daß auf diese Art die Frauen Gefahr liefen, ohne vorherige Vernehmung getödtet zu werden.

Maillard, der noch am Morgen eigenhändig die Geistlichen des Karmeliterklosters mitgewürgt, der sich in der Abtei nur zum Richter aufgeworfen hatte, um auszuruhen, und dessen Urtheilssprüche fast alle „Tod“ lauteten, schien doch, sei es aus Scham oder Mitleid, oder durch rohen Instinkt, einigen Widerwillen dagegen zu empfinden, Frauen, und namentlich schöne und junge Damen, morden zu sehen. „Man muß die Aufmerksamkeit von ihnen ablenken,“ sagte er, „schon seit einer Viertelstunde hört man kein Mordgeschrei mehr, man muß ihnen wieder einige Knochen zum Nagen vorwerfen.“

Man nahm einen alten Priester, den man leicht als solchen an seiner Tonsur, die nur noch von wenigen weißen Haaren umgeben war, erkennen konnte, und gab ihn den Mördern zur Weide hin; ein zweiter, ein dritter Gefangener wurden schnell nach einander verurtheilt und den blutgierigen Mördern überlassen, die nun unterdessen die Qualen und Leiden ihrer Opfer zu verlängern gelernt hatten.

Diese neue und auf solche Art fortgesetzte Thätigkeit beruhigte die Henker auf einige Zeit, und man vergaß nach

einiger Zeit auch der Frauen, die harrend vor dem Tribunal des verabscheuungswürdigen Maillard ſtanden.

„Wir können nicht mehr arbeiten; der Hof ſieht aus wie eine Schlachtbank; das Blut geht bis an die Knöchel, ſehet hier!!“ ſagte einer der Henker, der von Außen herein kam, und zeigte ſeine rothen Füße.

„Der Hof muß etwas aufgeräumt werden.“

Alle braven Leute wurden gebeten, behilflich zu ſein, und Maillard benützte dieſes, um Lavacquerie ein Zeichen zu geben, die Frauen wieder fortzuführen, und ſo wurden ſie zum dritten Male vom Tode gerettet.

Hierauf wurden noch viele Gefangenen vernommen, einige, und unter ihnen Saint-Meard, freigeſprochen, die meiſten aber à la force verurtheilt, und das Gemetzel begann von Neuem.

Endlich ertönte der Name Cazotte.

Der edle Greis ſollte nun die mordſüchtige Menge ergötzen. Er wurde Maillard und ſeinen Helfern vorgeführt, aber kaum hatte eine laute Stimme ſeinen Namen wiederholt, als man einen durchdringenden Schrei in den oberen Räumen des Gefängniſſes vernahm.

Ein Mädchen hat die Kette, welche die Frauen vereinigte, zerriſſen, ſie ſtürzt haſtig die Stufen der Gallerie hinab, drängt durch die Menge, die ſie, wie ein kräftiger Schwimmer die Wellen, theilte und kömmt gerade in dem Augenblicke vor dem Tribunale an, als Maillard, nachdem er die Proſcriptionsliſte ſchnell durchgegangen hatte, mit eiſiger Kälte ſein Urtheil ſprechen wollte: à la force! Die Thüre, die in den Hof führte, hatte ſich ſchon geöffnet und

die Henkersknechte hatten ihn ergriffen und hinausgeschleift. „Mein Vater, mein Vater!“ rief das Mädchen aus, „dies ist mein Vater: erst müßt ihr mir das Herz durchbohren, bevor ihr ihm Etwas zu Leid thut!“

Und Elisabeth umschlang den Greis mit beiden Armen und schien den verruchten Mördern in dieser Stellung trotzen zu wollen. Diese unvorhergesehene Bewegung ließ die Würger inne halten, und sie horchten neugierig und erstaunt.

Der Greis betrachtete seine Tochter mit unsäglicher Liebe, schloß sie in seine Arme, küßte ihre langen Haare, die aufgelöst auf ihre Schultern herabflossen und erhob dann seine Augen gen Himmel, wie um ihm zu danken, daß er ihm nochmals vergönnt habe, seine edle Tochter zu umarmen.

„Lebe wohl!“ sagte er ihr, „du Stütze meines Alters, Schutzengel meiner letzten Tage; lebe wohl und tröste deine Mutter; aber geh' jetzt, Zabeth, lasse mich los.“

„Nein, nein, ich verlasse Dich nicht, ich werde hier an Deiner Brust mit Dir sterben, wenn ich Dich nicht retten kann.“

Das Mädchen schloß sich noch fester an den Vater an und bemühte sich, ihn ganz mit ihrem Körper zu bedecken.

Dieser ruhige, schöne Greis und diese tief bewegte, zitternde Jungfrau, schön wie ein Engel des Himmels, bildeten eine wundervolle Gruppe. Selbst die Henker standen stille und betrachteten sie mit Vergnügen.

„Höret mich,“ sagte Elisabeth, „um Gottes willen, ich bitte euch, höret mich!“ Ihre Stimme war rührend, wie das Gebet der Heiligen, und ihre Augen waren

flehend auf ihre ganze Umgebung gerichtet. „Dieſer Greis iſt mein Vater. Während ſeines langen und ſchönen Lebens hat er Allen die ihn kannten nur Gutes gethan, ſeine Lippen öffneten ſich nur zum Segen und ſeine Hände hat er nur angeſtrengt, um die Armuth und das Elend der Bedrückten zu erleichtern. Groß und Klein, Alles liebt ihn; o habet Mitleid mit ihm, ich beſchwöre euch, Alle die ihr mich höret, erbarmet euch ſeiner; alle Tage meines Lebens will ich Gott für eure Wohlfarth bitten.“

„Er iſt ein Ariſtokrat!“ rief Maillard aus, „führt ihn fort und macht dem Ding ein Ende.“

„Er iſt ein Greis ohne Kraft und ohne Wehre,“ begann das Mädchen wieder, „wie ſolltet ihr, ſo muthige, ſtarke Männer, ihm ein Leid thun können? Nein, nein, das iſt unmöglich; o ihr laßt euch gewiß bewegen!“

Einer von den Mördern ließ ſchon den geſchwungenen Säbel ſinken und ſchien ungewiß.

„Sehet ſeine ſchneeweißen Haare,“ fuhr das muthvolle Mädchen fort, „ſehet ſeine Schwäche und die meinige. Iſt es euer würdig, Unglückliche zu erſchlagen, die nicht Widerſtand leiſten, nicht ſich vertheidigen können? Oder wenn ihr kein Mitleid mit uns haben wollt, wohlan, tödtet mich hier an der Bruſt dieſes Greiſes, aber verſchonet meinen Vater, meinen guten Vater!“

Und ihre Arme umſchlangen ihren Vater ſo feſt, daß es nicht möglich war, ſie von ihm los zu machen, denn ihre Aufgeregtheit verlieh ihr eine wunderbare Kraft.

Das Volk beſteht aus unruhigen wilden, aber leicht zu erſchütternden Kindern, das Böſe koſtet ſie wenig Ueberwindung, ſie berauſchen ſich darin und betäuben ſich an ſei-

Druck u. Verlag v. C. B. Lorentz i. Frankfurt M.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

ner Macht und seiner Gewalt; aber auch das Gute kann sie bewegen, sie sogar begeistern. Wehe Denen, die nur gewußt haben, ihm seine schlechten Neigungen vorzuhalten; denn das Volk besitzt auch gute, sogar bewundernswürdige, die es leider selbst gar oft nicht einmal kennt.

Als Elisabeth ausgeredet hatte und vor Anstrengung zitterte, sagte Einer:

„Aber das scheinen mir auch wackere Leute zu sein, warum denen ein Leid antbun?“

Diese Worte thaten ihre Wirkung.

„Diesem guten Greise und seiner liebenswürdigen Tochter ein Leid thun,“ sagte der Mann mit der rothen Mütze, „nein, Niemand soll es wagen, oder ich heiße nicht Michael.“ Er setzte dabei seine rothe Mütze tiefer in's Gesicht und schaute mit einer trotzigen Stellung auf die Anderen.

„Michael, mein guter Michael!“ sagte Fräulein Cazotte, ihn bei der Hand fassend, „o retten Sie meinen Vater, haben Sie Mitleid mit ihm!“

„Sie weiß meinen Namen,“ sagte der Henker selbstgefällig und vergessend, daß er ihn eben selbst ausgesprochen hatte, „nun wohlan, ich will den guten Mann retten. Kommen Sie schnell,“ sagte Michael und zog sie aus dem Tribunalsaale fort.

„Die braven Leute sollen leben:“ schrie Duval, ein anderer Henker aus dem Hofe, „und wenn ihnen Jemand was zu Leide thut, hat er es mit mir aufzunehmen,“ und er stellte sich neben den Vater und die Tochter, seine Hacke in die Höhe hebend, um sie zu vertheidigen.

„Ein Mann von achtzig Jahren und ein kleines schwaches Mädchen, die sind ganz wehrlos; ich nehme sie in mei-

nen Schutz. Bürger Maillard, ich bitte um ein sicheres Geleite für diesen guten Alten und seine Tochter, ich stehe gut für sie, sie sind unschuldig.“

„Aber ich habe doch die Liste gelesen,“ schrie Maillard, „sie sind eingefleischte Aristokraten, sie gehören zu den Verschworenen!“

„Ah bah, solche Jugend kümmert sich nichts um Politik, sie ist ein braves Mädchen, welches seinen alten Vater herzlich liebt.“

„Wenn man sie Alle anhören wollte, würde kein Ende werden,“ sagte Maillard. „Lasset sie wieder hinaufgehen und führt den Vater à la force!“

„Ich thue es einmal nicht,“ sagte Michael.

„Ja wohl, zum Tod mit ihm, warum denn Umstände machen,“ schrieen einige andere Banditen.

Ein tödlicher Schreck malte sich in den Zügen Elisabeths, als sie ihren Vater neuerdings von Henkershänden bedroht sah, und immer fester drückte sie sich an ihn.

„Laß mich sterben, liebe Zabeth,“ sagte er zu ihr, „und geh folgsam zurück.“

„O! nein!“ antwortete sie.

Einer der Würger wollte sie erschrecken und hob seinen blutigen Säbel gegen sie auf; aber sie verachtete jede Gefahr und rief: „Tödtet mich nur sogleich, denn ich werde ihn nicht verlassen. Nein, nein, ich werde hier sterben an seiner Brust ... o! Keiner von Euch hat einen Vater, weil Ihr kein Mitleid mit mir habt.“

Der Henker wurde verlegen, und verlor sich in der Menge, denn von allen Seiten her vernahm er Schimpfworte, daß er feig genug war einem Mädchen zu drohen,

und Duval war schon im Begriffe, seine Waffen gegen ihn zu kehren.

Der dienstfertige Michael kam nun herbei; er schien die verschiedenen Meinungen mit einander in Einklang bringen zu wollen, und sagte zu Elisabeth:

„Höre mich, kleine Bürgerin, um den Bürger Maillard von deinen guten Gesinnungen zu überzeugen, stoß mit mir an, und trink auf das Wohlsein der Nation, und ruf mit mir aus: „Es lebe die Freiheit, die Gerechtigkeit oder der Tod.“ Mit seinen blutigen Händen reichte er ihr ein gleichfalls mit Blut besprengtes Glas mit Wein dar, aus welchem die Henker nach der Reihe ihren Durst löschten.

Elisabeth nahm das Glas. „Ja, ich will trinken,“ sagte sie, wendete die Augen dabei ab, und hielt mit dem andern Arme ihren Vater noch umschlungen, denn sie fürchtete, dieser Vorschlag möge eine Finte sein, um sie von ihm zu entfernen.

„Es lebe die Freiheit, die Gerechtigkeit, oder Tod!“ rief das arme Kind aus vollem Halse, brachte das Glas an die Lippen, und leerte es in einem Zuge.

Allgemeiner Beifall wurde ihr zugeklatscht, und ihre Vertheidiger schrien nun: „Ihr seht es ja, sie ist eine gute Patriotin! Wer will ächten guten Franzosen ein Leid anthun?“ „Hört, Kameraden!“ wendete sich Duval an seine Umgebung im Hofe, „ihr seid doch gerecht, und wenn ihr zu strafen wißt, so wißt ihr doch auch die Tugend anzuerkennen und sie zu belohnen! Dies Mädchen hier ist sehr tugendhaft, sie vertheidigt ihren Vater mit Gefahr ihres eigenen Lebens, und dieser selbst ist ein ausgezeichnet braver Mann; sie sind beide gute Patrioten und verdienen Rücksicht.“

„Jawohl, gewiß," sagten jetzt die zunächst stehenden Frauen, „man sollte sie im Triumphe umhertragen!"

„Das ist nicht mehr als billig," sagte Michael; „aber ihr müßt euch der Reihe nach aufstellen, daß Jedermann sie sehen kann."

Hierauf stellten sich alle Zuschauer, Männer, Frauen, und Kinder in zwei Reihen auf, und vier Männer brachten eine Bank herbei, setzten Vater und Tochter darauf, und trugen sie auf ihren Schultern unter dem lebhaftesten Beifalle des versammelten Volkes im Hofe herum. Man klatschte vor Freude in die Hände und schrie: „Die braven Bürger sollen leben!"

Dies war dasselbe Volk, welches eben selbst mit massacrirt, oder wenigstens mit einer wilden Freude zugesehn hatte; jetzt war es überglücklich, zwei seiner Opfer gerettet zu haben; man küßte die Hände des Greises und seiner Tochter, welche die Liebkosungen jenes entarteten Volkes nicht zurückweisen durften. Als endlich ihre Freude etwas nachließ, sagten die Beschützer zu unseren Armen, Beklagenswerthen:

„Jetzt wackerer Bürger und Du gutes Mädchen, wohin wollt ihr gehen?"

Cazotte, der durch die Aufregung der letzten Scene ganz erschöpft war, brachte kaum die Worte über die Lippen:

„Nach Hause."

„Wo wohnst Du?"

„Rue Thevenot."

Die Henkersknechte, die nun auf einmal zuvorkommende Begleiter geworden waren, trugen sie aus dem Hofe der Abtei hinaus. Ein Fiaker brachte eben neue Gefangene; sie bemächtigten sich des Wagens, und ließen Cazotte und seine

Tochter einsteigen, setzten sich nachher zu ihnen hinein, und waren ebenso wie ihre Kameraden entzückt über ihre gute Handlung. Das Volk kam in Masse herbei, man folgte dem Wagen und schrie: „Es lebe die Nation! Nieder mit den Aristokraten, den Pfaffen und den Verschworenen!“ Man wollte sie sehen, man verlangte es dringend, einmal mußten sie sogar aussteigen; überall wollte man sie umarmen.

Endlich gelangte man an.

„Bürgerin Cazotte! he! gute Frau machet auf!“ Sie klopfen noch heftiger; man ruft und schreit.

Madame Cazotte vernimmt diesen Lärm mit Entsetzen; sie glaubt, man wolle auch sie verhaften, öffnet ein Fenster und ruft mit zitternder Stimme hinab:

„Hier bin ich, was wollt ihr denn mit mir?“

„Oh! fürchte nichts, wir kommen nicht um Dir Leides zu thun, im Gegentheil, wir bringen Deinen Gatten und die Tochter unversehrt aus der Abtei zurück.

„Ja, ja! wir sind es,“ rief Elisabeth aus, um ihre Mutter zu beruhigen, „öffne uns!“

Mit Staunen sahen die beiden Henker die ihrem Herzen fremde, sie aber dennoch tief rührende Scene des Wiedersehens mit an, schlugen standhaft jede Belohnung für ihre edelmüthige That aus, und zogen sich endlich unter Jubeln und Lärmen wieder zurück.

Elisabeth aber verfiel in eine langwierige und sehr gefährliche Krankheit; ihr Vater betrachtete sie oft mit Bedauern und Bewunderung; er war ein zu guter Christ, als daß er die heldenmüthige Handlung seiner Tochter, welche ihr allem Anschein nach den Tod brachte, hätte bedauern sollen; er wußte wohl, daß das Leben, die Gesundheit und

das Glück nichtig ſind, aber daß unſre Seele uns vom Schöpfer nur anvertraut worden, um zu ihm erhoben zu werden: wer dies in einem kurzen Leben vermag, bedarf keiner langen irdiſchen Pilgerſchaft. Er betete für ſie und dankte Gott, daß er ihm ſowohl für die Zeit als für die Ewigkeit ein ſo bewundrungswürdiges Kind geſchenkt habe.

Frau von La Croix kam eines Abends ganz unerwartet an. Sie fand die Eltern an dem Krankenbette ihrer Tochter, welche gegründete Hoffnung zur Wiedergeneſung gab. Sie ſagte zu Herrn Cazotte mit ihrem geheimnißvollen Tone: „Hören Sie, verehrter Freund, der Geiſt hat mir, während ich in meiner Einſamkeit umher irrte, und an Flüſſen und in Wäldern Troſt und Freundſchaft ſuchte, einige Offenbarungen über Sie gemacht!“

„Nun, liebe Freundin meiner Gedanken, was hat Ihnen der Geiſt über mich zugeflüſtert?“

„Er hat mir geſagt, daß die Raben ſich abermals ſammeln, und mit großem Geſchrei die Beute wieder verlangen, die man ihnen vorenthalten will. Fouquier-Thinville und ſeine Mörderbande wollen Sie wieder vor ihrem Tribunal erſcheinen laſſen, denn Ihre Sache hat in ihren Augen eine große Wichtigkeit. Sie müſſen Paris verlaſſen. Ich habe alle Vorkehrungen getroffen, und auch den Erlaubnißſchein zur Abreiſe mit meinem ganzen Hauſe erhalten; wir wollen Alle abreiſen.“

„Ach ja! mein lieber Vater, wir wollen die Schrecken jener unglücklichen Zeit nicht noch einmal durchleben; ich würde es nicht mehr aushalten können.“

„Wir leben hier gar nicht mehr,“ ſagte Madame Cazotte, „bei jedem Schritte, den wir vernehmen, müſſen wir

erzittern und glauben, es wären die schrecklichen Mörder.“ Cazotte bewahrte ein tiefes Stillschweigen.

„Was kann Sie zurückhalten? fragte Frau von La Croix, alle Mächte des Bösen sind los und die äußerste Gefahr bedroht Sie.“

„Ich weiß es wohl; unsere Freunde haben auch mich in meiner Noth besucht.“ Dann fügte er noch leise hinzu: „Mein theures Kind ist so schwach, wir dürfen noch nicht von Dem sprechen, was ihr bevorsteht.“

Die Frauen drangen in ihn, die Abreise zu beschleunigen, er aber bestand darauf, daß es des Alters, in welchem er stehe, würdiger sei, mit Muth zu sterben, als wenige Tage eines voraussichtlich ohnedies nur so kurzen Lebens mit aller Anstrengung zu retten. „Wenn es Gott gefällt,“ sagte er „wird er meiner Wanderschaft ein Ziel setzen, sein Wille geschehe.“

„So willst Du also die schöne Handlung unserer Tochter unnütz machen?“ rief Madame Cazotte schmerzlich aus, indem sie ihn durch diesen letzten Grund sicher zu überreden hoffte.

„Unnütz?“ antwortete der Greis; „nimmermehr, eine schöne Handlung geht nie verloren; sie dient immer als edles Beispiel für die Welt, und erfreut die Engel im Himmel.“

In dieser Weise unterhielten sie sich noch einige Stunden. Schon gegen Abend desselben Tages klopfte es an der Thüre, welche auf die Straße ging; schwere Tritte ließen sich auf der Stiege vernehmen, und zwei Grenadiere pflanzten sich vor der Thüre auf. Man klopfte.

Ohne im Geringsten außer Fassung zu kommen, sagte Cazotte zu seiner Tochter:

„Pflege Deine Mutter, und . . . überbringe meinem Sohne meinen Segen; er wird sich seiner Familie würdig erweisen, und meinen unbefleckten Namen an eben so würdige Kinder vererben.“

„O glauben Sie nicht, lieber Vater, daß ich Sie verlasse!“

Sie ging einen Augenblick fort und zog sich stillschweigend an; als die Thüre aufging, war sie schon bereit. — Ein Commissär trat ein.

„Ich komme im Namen des Gesetzes Jakob Cazette zu verhaften, der aus der Abtei fortgebracht wurde, ohne daß sein Urtheil an ihm vollzogen worden.“ Er zeigte einen Verhaftsbefehl vor, der von Petion, Panis und Sergent unterzeichnet war.

„Für jetzt Lebewohl,“ sagte der Greis zu seiner Frau und zu Frau von La Croix, „wir werden uns erst jenseits wiedersehn. Gott senke alle seine Segnungen auf Euch herab, Du meine Gattin sei gesegnet für die glücklichen Stunden und Tage, die Du mir bereitet; wir werden uns wiederfinden, denn unsere Herzen haben nie aufgehört, sich zu verstehen. Sie, Schwester meiner Gesinnungen, seien Sie gesegnet für Ihre lautere und hochherzige Freundschaft; diese Freundschaft ist ein Geschenk des Himmels. Und Du, meine Tochter, auch Du sei gesegnet ..... ich habe Dich alle Tage seit Deiner Geburt gesegnet, ich werde es noch in meiner letzten Stunde thun!“

Er hob seine Augen und Hände gen Himmel, segnete wie ein Patriarch, Alle, die ihn umgaben, drehte sich dann rasch um, und ging fort.

Aber Elisabeth schob Alles, was ihr in den Weg trat, unsanft auf die Seite, und folgte ihrem Vater nach; weder die Bitten ihrer Mutter, noch die Befehle des Commissärs, selbst nicht die Baionnete, mit denen die Soldaten sie bedrohten, konnten sie zurückhalten; sie gaben endlich ihrem inständigen Flehen und ihrer Verzweiflung nach, und erlaubten ihr, in den Wagen zu steigen, der ihren Vater abführte.

Herr Cazotte wurde zum Tribunal zurückgeführt, sein Proceß wurde nun ordentlich eingeleitet; er war angeklagt, lange gegen die Nation und zu Gunsten der Tyrannen gehandelt zu haben. Drei Tage und drei Nächte lang dauerten die Verhandlungen; seine ganze Korrespondenz wurde nochmals durchgelesen; sie enthielt die schlagendsten Beweise, daß er dem Könige Ludwig XVI. wesentliche Dienste hatte leisten wollen.

Die Gesinnungen Cazotte's, seine Ideen, seine Talente und seine Verbindungen mit den vornehmsten Personen des Hofes, Alles dieses verlieh ihm ein bedeutendes Ansehen. Eine Art unwillkürlicher Achtung für seinen reinen Charakter und sein hohes Alter war demnach bei allen Beschuldigungen gegen ihn stets vorhanden.

Sein Advokat vertheidigte ihn mit Wärme und Enthusiasmus, er stellte die kindliche Ergebenheit seiner Tochter in das schönste Licht, suchte sich auf das Urtheil des Volkes, das ihn freigesprochen hatte, zu berufen, seine feurige Beredsamkeit riß auf kurze Zeit alles hin, die Richter, die Zuhörer schienen bewegt, die fast schon erloschene Hoffnung Elisabethens lebte wieder auf, und sie glaubte schon, der Vater sei zum zweiten Male gerettet.

Aber arme Eliſabeth! ſeine Theilnahme an der Sache des Königs lag zu ſehr am Tage. Es war erwieſen, daß Cazotte ſeinen König retten und ihn der Wuth des Volkes entziehen wollte. Er hatte ihm ſein Haus, ſein Vermögen, ſeine Talente, Alles, was er beſaß, angeboten, um ihn der drohenden Gefahr zu entreißen, und dies war unter dem Geſichtspunkte der Revolution Verbrechen genug, um hundert Mal den Tod zu verdienen.

Er wurde verurtheilt.

Ganz im Einklange aber mit der Verkehrtheit jener Zeit, wo das Wahre nicht einmal wahrſcheinlich war, miſchte ſich eine Art Bedauern, eine gewiſſe Sentimentalität in ſeine Verurtheilung.

„Beklage die, welche Dich verurtheilen,“ ſagte der Präſident zu ihm; „nimm Deinen ganzen Muth zuſammen und faſſe Dich; ſieh dem Tode furchtlos in's Auge, und denke, daß er zu ſpät kommt, Dich zu erſchrecken; einen Mann wie Du biſt, kann ein ſolcher Augenblick nicht außer Faſſung bringen. Du warſt Menſch, Chriſt und Philoſoph. Wiſſe nun als Menſch, als Chriſt zu ſterben; das iſt Alles, was Dein Vaterland von Dir verlangen kann.“

Der Greffier las das Urtheil ab; es verurtheilte Cazotte zur Todesſtrafe.

Bei dieſen Worten ſtieß ſeine Tochter, welche, kaum geneſen, durch die großen Anſtrengungen gänzlich erſchöpft war, einen durchdringlichen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, indem ſie ſich im Falle noch an ihrem Vater zu halten ſuchte. Erſt nach einigen Stunden kam ſie wieder zu ſich, um zu erfahren, daß Alles vorüber war. Cazotte

war vom Tribunal hinweg auf's Schaffot geführt werden. Eliſabeth war tödlich mitgetroffen, aber der Schmerz tödtet nicht auf der Stelle, denn Er, der den Menſchen geſchaffen, hat ihm auch die nothwendigen Kräfte verliehen, die Prüfungen zu ertragen, denen er unterſtellt werden ſoll. Nach einem ſchweren Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſiegte endlich ihre Jugend; vielleicht durfte ſie ſogar daran denken, wieder zu einiger Freudigkeit aufzuleben.

Herr von Plas war den Gefahren, die ihm ſeine Ergebenheit an das königliche Haus bereitet, glücklich entgangen, und als ſich der Sturm ein wenig gelegt hatte, erinnerte er Eliſabeth an ihre Verheißungen.

Sie war blaß und ſchön, wie eine Lilie, die ſich über ihren Stengel herabſenkt.

Madam Cazotte beſchleunigte die Heirath ihrer Tochter; aber nach ſo ſchrecklichen Leiden vermochte ſelbſt die Freude nicht den angegriffenen Lebenskeim auf lange hinaus zu erhalten.

Herr von Plas konnte Eliſabeth's Verluſt nie verſchmerzen, und oft war er übermannt vom Grame; alsdann ſuchte er ſeinem blutenden Herzen dadurch Erleichterung zu verſchaffen, daß er ausrief: „Ein ſolches Weib konnte der Erde nur gleichen ſein!“

Die Vendéer.

II.

Die Vendéer.

Was murret und grollet dort fern und fern?
Was ragen die Wolken so drohend dort? —
Das iſt des Gewitters gewaltige Macht.
Hier heiterer Himmel — dort Grabesnacht.
Ein düſteres Brüten hüllt Wald und Flur.
Es regt ſich nirgends des Lebens Spur.
Die Lämmer ſtehen zur Erde gebückt.
Der Hirte ſchreitet beklommen einher.
Er ſchweigt und athmet ängſtlich und ſchwer. —
Und wie er lauſcht mit heimlichen Grauſen.
Da hört er's näher und ſtärker brauſen.

Der Regen welcher die ganze Nacht hindurch angehalten hatte, ließ etwas nach, aber noch ſchüttelte der feuchte Decemberwind die entblätterten Kaſtanienbäume vor der Kirche Unſerer Lieben Frau, als Martin, der Küſter, in rauhen Mantel gehüllt, ſeinen gewohnten Gang nach dem Thurmpförtchen machte, um die Glocke zum Ave zu ziehen. Leicht unterſchied ſein geübtes Ohr den langſamen matten Hufſchlag, welcher vom Hohlweg, der aus der Waldhöhe ins Dorf hinabführte, herüber tönte. Arme Thiere und noch ärmere Reiter, dachte er bei ſich, die ihr in ſolcher

Nacht die feuchten Waldwege durchwandern müßt! — Wie lieblich wird euch mein Morgengruß ertönen, der euch die Nähe christlicher Brüder verkündet. — O liebe Mutter, sprach er für sich weiter, als er am Marienbilde des Kirchenportals vorüberschritt, du hast es auch empfunden, was es heißt, in diesem Monat reisen, da du vor 1793 Jahren nach Bethlehem hinziehen mußtest — das göttliche Kind unter deinem Herzen. Tröste die armen Wanderer! — Unter diesem Selbstgespräche hatte er die Pforte geöffnet und verschwand im Thurme, und alsbald ertönte der helle Klang der Morgen-Glocke.

Jetzt nahten zwei Gestalten der Kirche und hielten unter den Kastanien ihre Schritte inne. Es war ein Reiter und ein Fußgänger. Dieser, ein schon betagter Mann, trug Beinkleider von brauner Wolle, ein langes Camisol und über demselben einen weiten Rock von grobem Tuche, unter der dunklen Tuchmütze hervor flatterten die spärlichen grauen Haare um das regenfeuchte Angesicht. Ein Rosenkranz hing um seinen Hals, und auf der rechten Schulter ruhte ein langes Feuerrohr, wie man es sonst nur in den Rüstkammern alter Jäger zu Gesicht bekam. Sein Begleiter war ein junger rüstiger Bursche von kräftigem Wuchse aber blassem Gesicht. Sein Kostüm war wenig verschieden von dem des Andern; nur trug er statt der Mütze einen breitkrämpigen Hut mit einer grünen Cocarde, der Rosenkranz hing im Knopfloche seines Rockes, dem an der Brust ein Herz Jesu aufgenäht war. Sein Säbel, ein mit einem Hefte versehenes Sensenеisen, war durch eine um die Schulter geschlagene Schnur befestigt, seine Fußbekleidung bestand aus Holzschuhen; — so saß er ohne Sattel und Steigbügel

auf dem fahlen Ackergaule. Wer erkennt wohl in diesen beiden seltsam ausgerüsteten Männern zwei Krieger aus jenem gefürchteten Heere der katholischen Vendéer, an deren felsenfester Treue gegen Ludwigs XVI. Thron und Christi Altar die besten Kräfte des pariser Convents scheiterten? Und doch war es so, und ihnen glichen fast alle jene Helden, deren Muth Hunderttausende der tapfersten Soldaten der Republik zerschmetterte.

„Joseph," so sprach jetzt der Aeltere, „sitz ab; es leutet zum Ave!" — Joseph schwang sich vom Gaule und Beide knieeten mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte auf den nassen Boden nieder und verrichteten ihr Gebet, unter dem so mancher Seufzer aus tiefer Brust aufstieg.

Die Glocke schwieg, das Licht verschwand aus dem Thurme und bewegte sich durch die Kirche vor zum Chore, denn dort warf sich Martin vor dem Tabernakel nieder und flehte mit ausgestreckten Armen und unter reichlichen Thränen den Allmächtigen laut an um Hülfe für das bedrängte Land, um Sieg für die Waffen der kämpfenden Brüder.

Die draußen mochten ahnen, was das Licht im Chore bedeute, denn auch sie blieben, die gefalteten Hände fest ans Herz gedrückt, knieen, bis das Rasseln der Schlüssel die Rückkehr des Küsters verkündete.

„Heinrich!" rief dieser in freudiger Ueberraschung, als er zu den Beiden herangekommen war, und drückte herzlich die dargebotene Rechte, während er ihm fragend ins Angesicht schaute. „Glückliche Botschaft vom katholischen Heere?" — „Nicht die beste," entgegnete dieser kopfschüttelnd,

„das Kriegsglück wechselt, doch wir kämpfen für Gott und die gute Sache — der Sieg liegt in seiner allmächtigen Hand. Doch für jetzt Gevatter Martin, macht, daß wir unter Dach und zum Feuer kommen, denn wir sind seit zehn Stunden auf dem Wege und ganz durchnäßt. Dann mögt ihr auch den guten Pfarrherrn wecken, ich habe Briefe an ihn von Donnissan, und wir müssen uns zeitig wieder auf den Rückweg machen.“

„Wecken sagt Ihr?“ entgegnete Martin mit wehmüthigem Lächeln, „da brauchts des Weckens nicht; seit ihr ausgezogen in den Krieg, gönnt Vater Theobald sich wenig Stunden Schlaf, sein Betstuhl ist sein Bett. Er müsse, sagt er, mit den Waffen des Gebetes gegen die Feinde Gottes streiten, da sein Amt ihm nicht erlaube mit Waffen von Eisen zu kämpfen.“

„Und ich sage Euch,“ unterbrach hier Joseph die Rede des Küsters, „daß diese Priesterwaffen oft gewaltiger auf die Feinde niederschmettern, als unsere Sensen und Hellebarden. O noch seh ich den greisen Priester in Dol mit seinem bleichen Antlitz und den feuersprühenden Augen vor mir, wie er mit hocherhobenem Kreuzbild die Flüchtigen in den tobenden Kampf zurückführte.“

„Was sagst Du da?“ fragte Martin in gespannter Erwartung den Erzähler. „Von All dem haben wir noch nichts vernommen. Doch Freunde, hier dürft ihr nicht länger mit Euren nassen Kleidern und müden Gliedern im kalten Winde stehen; auch Dein Rößlein, Joseph! wird ungeduldig. Kommt denn! Zu meiner Wohnung mag ich Euch nicht geleiten, denn seit der Herr meine Anna zu sich gerufen hat, ist's dort öde und für Gäste schlecht bestellt.

Wohl ihr, daß sie im Frieden geschieden ist, ehe die Schrecken des Krieges über unser Land gekommen! Ich führe Euch sogleich zum Pfarrhause hinüber, dort seid Ihr besser aufgehoben; Vater Theobald wird Euch herzlich willkommen heißen und Euch erquicken, so weit seine eigene Armuth es erlaubt; auch das Thier wird dort Obdach und Futter finden. Unterwegs aber erzählst du mir die Geschichte von dem Priester mit dem Kreuzbild umständlicher!"

Joseph nickte freundlich, strich, wie tröstend, dem Pferde einige Mal die Mähne, warf ihm den Zügel über den Kopf zurück und ließ es frei hinter sich her schreiten. Während sie nun zwischen den zerstreut liegenden Hütten und Gehöften, aus denen da und dort ein wachsamer Hund laut anschlug, hingingen, erzählte Joseph die vorerwähnte Begebenheit: „Es war in der Stadt Dol," hub er an; „wir hatten sie den Blauen *) um viel Blut abgekauft und darin die Kerker und Kellergewölbe voll von verstümmelten und ausgehungerten Gefangenen gefunden. Am jämmerlichsten waren die gefangenen Priester zugerichtet. Wenige von ihnen konnten von der wiedererlangten Freiheit noch Gebrauch machen; die meisten starben bald in Folge der erlittenen schrecklichen Mißhandlungen. Unter den Wenigen, deren Körperkraft all das Elend überdauern konnte, war auch der Pfarrer von St. Marie auf der Insel Ré. Von Dol aus unternahmen wir, unseren tapferen General Larochejaquelin **) selbst an der Spitze, einen Sturm gegen

*) So wurden die Republikaner wegen ihrer Rockfarbe gewöhnlich von den Vendéern genannt.

**) Er war die eigentliche Seele des Vendéer-Aufstandes.

Granville. Die gewaltigen Mauern mit ihren fort und fort donnernden Feuerschlünden schreckten uns nicht, sechs und dreißig Stunden währte der Kampf, schon war ein Thor gesprengt und der vorderste Haufe drang ein auf die dichten Massen, da verzagt einem Feigen das Herz und er ruft: „Rette sich, wer kann!“ Zwar streckt den Elenden eine Kugel nieder, aber die Verwirrung nimmt überhand und es folgt der unordentliche nächtliche Rückzug. Kaum sind wir in Dol angekommen und beginnen die Feuer zu schüren, um die erstarrten Glieder zu erwärmen, da hört man Alarmruf. Die ausgesendeten Kundschafter eilen mit der Nachricht zurück, daß ein furchtbares Heer der Republikaner im Anzuge sei. Die Trommeln wirbeln und Alles greift wieder zu den Waffen. Die Stadt hat nur eine Straße; in dieser werden nun die Wagen mit dem Gepäck aufgestellt. Aber welch ungeheures Gedränge entsteht jetzt! Das Geschrei der Weiber, Kinder und Verwundeten, die den sichern Tod erwarten, mischt sich in das Trommelgeraſſel und in den Donner der Haubitzen, deren Blitze auf Augenblicke die schreckliche Nacht erleuchten. Doch solche Musik ist das Ohr der Vendéer schon gewohnt; langsam, aber in guter Ordnung, ziehen wir aus der Stadt und nach kurzem Marsche sehen wir die breiten Kolonnen der Blauen. Es erschallt der Ruf: Es lebe der König! Cavallerie vorwärts! und in sausendem Galopp stürzen wir Reiter auf den Feind und treiben ihn zwei Stunden Wegs zurück. Die Nacht tritt dazwischen, doch kaum bricht der Tag an, so entbrennt ein neuer wüthender Kampf. Ich focht auf dem linken Flügel, vor dem der Feind zurückwich, aber unser linker Flügel wankt, Schrecken ergreift die Bauern,

und Alles flieht der Stadt zu, ohne daß Larochejaquelin die Schaaren zurückzuhalten vermag. Hätte der dichte Nebel den Feind nicht an der Verfolgung gehindert, so war Alles verloren. In der Stadt iſt die Unordnung fürchterlich, die Verwundeten ſchleppen ſich langſam und ächzend fort. Zornentbrannt, den Säbel in der Fauſt, verſperrt Marigny mit ſeiner Cyklopengeſtalt den Flüchtigen den Weg, die Weiber drängen ſich ihnen entgegen und werfen ihnen ihre Kinder in den Weg, Alles vergeblich. In dieſem Augenblick erhebt ſich die hohe, hagere Geſtalt des Pfarrers von St. Marie aus der Menge. Hoch empor hält er das Crucifix. Kinder! ruft er mit herzdurchſchneidender Stimme, wollt ihr die Sache Gottes und eures Königs den Feinden preisgeben? wollt ihr eure Weiber und Kinder von den blutdürſtigen Republikanern hinſchlachten und zertreten laſſen? — Soll euer General in die Hände der Feinde kommen? Auf, ihr Flüchtigen! Zurück in den Kampf, ich ſelbſt will euch führen! — „Es lebe der König! Es lebe Larochejaquelin!“ tönts jetzt aus allen Kehlen, und mit doppelter Kampfeswuth ſtürmen ſie zurück zum Schlachtfeld. — Der Sieg iſt uns! Der alte Pfarrer von St. Marie ſtimmt weithin ſchallend das Te Deum laudamus an, und jubelnd ziehen wir in die gerettete Stadt zurück.“

„Glaubt aber ja nicht, Freund Martin,“ ſo nahm jetzt der Aeltere der beiden Vendéer das Wort, „daß unchriſtliche Rachſucht den Pfarrer zu dieſer Heldenthat ſtachelte. O nein, er war, wo es galt, auch den Feinden ein ſchützender Engel. Es war nach der Schlacht bei Fougère“ — „Ha!“ ſprach Joſeph dazwiſchen, „das war eine Schlacht, ſo ſchrecklich in Frankreich noch keine geſchlagen werden;

zwölf tauſend Republikaner bedeckten das Schlachtfeld.“ — Heinrich fuhr fort: „Auch wir hatten Tauſende verloren. Die Trümmer unſeres Heeres waren in der Kirche von Fougére verſammelt. Niedergeſchlagen, verſtümmelt, aus tauſend Wunden blutend, mehr Geſpenſtern als Menſchen ähnlich, ſangen wir das Te Deum, das eher einem Requiem glich; dann gings nach Antrain, wo eine große Anzahl Gefangener niedergehauen werden ſollte“ — „O Schande für Chriſtenmenſchen!“ rief Martin entſetzt aus und hielt ſeine Schritte inne.

„Schande?“ eiferte Joſeph beleidigt, „waren es doch lauter meineidige Schurken, die ſchon früher ein Mal gefangen worden waren, und ihre Freiheit erhalten hatten gegen das Verſprechen, nicht mehr gegen die Vendéer zu kämpfen!“

„Genug,“ ſprach Heinrich beſänftigend, „das ernſte Wort des Pfarrers von St. Marie rettete ihnen das Leben, ſie wurden abermals frei, vielleicht um abermals wortbrüchig zu werden. Gott wird ſie richten.“

Unter dieſen Geſprächen hatten ſie den Weg zurückgelegt und ſtanden jetzt im Hofe des Pfarrhauſes. Martin ging, den Pfarrer zu benachrichtigen, während Joſeph ſeinen Gaul in der Scheune unterbrachte und mit Heu verſorgte.

Nach wenigen Minuten erſchien ein freundlicher Junge unter der Thüre, um ihn ins Haus zu rufen. Kaum hatte dieſer Heinrich erkannt, als er mit freudiger Haſt auf ihn zueilte und ihm beide Hände zugleich zum Gruße reichte. Heinrich aber hob den Knaben empor, ihm einen Kuß auf die Wange drückend. Henry, der Taufpathe Heinrichs, war

des Küsters Sohn; der Pfarrherr hatte nach der Mutter Tod ihn zu sich in's Haus genommen, wo er ihn ausser dem Nothwendigen, auch in den Anfangsgründen der Zeichen- und Malerkunst unterrichtete, worin er selbst Meister war. Henry mochte vierzehn Jahre zählen, doch war seine geistige Entwickelung seinen Jahren vorausgeeilt. Vater Theobald liebte ihn wie einen Sohn, und der Junge hing mit ganzer Seele an seinem Wohlthäter.

Nachdem auch Joseph herbeigerufen war, traten sie Alle in's Pfarrhaus. Der Pfarrer kam ihnen bereits entgegen; er hieß sie herzlich willkommen und führte sie in seine einfache Wohnung. Martin hatte Stühle an den Kamin gerückt und das Feuer mächtig geschürt, und Henry trug freudestrahlenden Angesichts frische Milch und Brod und Käse, auch eine Schale voll süßen Methes auf.

„Nun Kinder," sprach der Pfarrer, „rücket zum Feuer, erwärmt Euere erstarrten Glieder und erquicket Euch; dann laßt mich Euere Botschaft wissen, die so Gott will eine erfreuliche sein wird. Doch sollte sie auch betrübend sein, Freud und Leid sei dem Herrn aufgeopfert, sein Wille geschehe und sein Name sei gebenedeit in der Freude und in der Trauer."

Heinrich schlug seinen nassen Rock auseinander und zog aus der Brust den Brief hervor, welchen er schweigend darreichte.

„Von Donnissan!" rief der Pfarrer in freudiger Ueberraschung, als er die Schriftzüge aus dem Briefe erkannte; „Gott sey gelobt, daß er den lieben Freund uns erhalten hat!" Indem er das Schreiben entfaltete, bemerkte er die Thräne nicht, die sich bei seinen letzten Worten aus dem

treuherzigen Auge Heinrichs stahl und laut las er nun den Inhalt:

Ehrwürdiger Vater und Freund!

Ancenis.

„Schwere blutige Kämpfe haben wir seit unserem Auszuge bestanden, viele der Unsrigen sind hingeschlachtet durch das Schwert der Königsmörder. Die meisten aber sind in Mans gefallen. Dort befand sich eine zahlreiche Besatzung, welche Widerstand leistete. Aber die starken Mauern und Wälle, die Feuerschlünde auf den Basteien — das Alles hielt uns nicht auf. Inzwischen näherten sich die Generale Marceau und Kleber mit den Trümmern von fünf geschlagenen Divisionen der Republikaner, sechs nordischen Regimentern und der Armee von Cherbourg. Sie greifen Mans am 15. Dezember an. Kleber wird zuerst zurückgeschlagen; nun tritt die Armee von Cherbourg vor. Piron und Stofflet halten die Angreifenden durch Kanonenschüsse zurück; unsere Bauern kämpfen mit dem Muthe der Verzweiflung und der Kampf wird von Minute zu Minute heftiger. Plötzlich sehen wir uns im Rücken angegriffen und beginnen den Rückzug. Die Straßen sind durch Munitionswagen und Karren, todte Pferde, Leichen und Sterbende versperrt, welche die Flucht verhindern. Die Republikaner beginnen ein gräßliches Gemetzel, die Gefangenen werden zu Haufen hingeschlachtet, Tausende in den Verschanzungen und Gräben erwürgt. Fünf tausend Bauern sind gefallen, zwölf tausend Weiber und Kinder um's Leben gekommen!“ — —

Hier versagte dem Pfarrer die Stimme, und er bedeckte mit beiden Händen sein Angesicht. Endlich, nachdem er seinen Schmerz in etwas bemeistert, las er mit bebender

Stimme weiter: „Was übrig blieb, flüchtete der Loire zu, die wüthenden Verfolger auf der Ferse. Die ganze Armee zerſtreute ſich. Doch nach wenigen Tagen ſammelten ſich einige Hundert Bauern um mich und nun iſt Ancenis in unſerer Gewalt! Und wir — Vater — ich höre die Trommeln wirbeln, es droht ein neuer Angriff, — mag der Bote, wenn Gott ſeine Schritte ſchützend zu euch leitet, Euch das Weitere berichten. — Es lebe der König! — Betet für Euren treuen Sohn.

Donniſſan.“

Der Pfarrer faltete langſam den Brief zuſammen, ſein thränenfeuchtes Auge ſich auf das Kreuzbild an der Wand heftete. Von dorther kam wieder die ganze Ruhe in ſeine gottergebene Seele. „Nehmt nun vorerſt den mageren Morgenimbiß, und dann ergänzet uns die Lücken des Briefes, unterdeſſen vollende ich mit Henry den Anzug.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Vater Theobald mit dem Knaben ins Nebengemach. — Martin aber konnte ſich nicht überwinden, die beiden Hungernden dann und wann durch mancherlei Fragen in ihrer erquicklichen Arbeit zu unterbrechen. „Das muß ein jammervoller Abzug von Mans geweſen ſein,“ ſprach er ſeufzend vor ſich hin.

„Ich ſage Euch,“ entgegnete Heinrich, „ein ſolches Elend läßt ſich nicht beſchreiben. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich daran denke. Verwundete, Greiſe, Kinder, Weiber, halb nackt, ohne Lebensmittel, mußten im kalten Regen über ſumpfigen Boden täglich zwanzig Stunden zurücklegen; der Weg war mit blutigen Fußtapfen bedeckt. Auch die Marquiſe von Larochejaquelin war unter den Fliehenden, und nur in eine leichte Decke gehüllt.“

„Aber wie kam die Stadt Ancenis in eure Gewalt?“ fragte Martin wieder.

„Wir ſetzten unſere Flucht ununterbrochen fort, und kamen bei Ancenis an die Loire. Aber ach! wir fanden da keine Schiffe, um überzuſetzen. Nur Larochejaquelin gelingt es, mit einigen Getreuen hinüber zu kommen, und Gott ſei tauſend Dank, daß dieſer Held wenigſtens gerettet ward. Die Uebrigen zerſtreuten ſich. Ein Theil ergab ſich und wurde niedergehauen. Unſerer zwei tauſend unter Marigny zogen gegen Saveney hin. Hier griff uns Kleber mit weit überlegener Macht an, zwei Stunden rangen wir um den Sieg, doch wir mußten unterliegen. — Die Bluthunde mordeten alle Gefangenen; acht Tage dauerte in Saveney das Niederſchießen der Unglücklichen. Die Wüthriche hielten in den umliegenden Dörfern ordentlich Jagd auf die Vendéer; jeder Maierhof, jede Scheuer wurde mit den Bajoneten durchſtöbert.“

„Aber mein Gott!“ fragte Martin in ängſtlicher Erwartung, „wie ſeid Ihr allen dieſen Gefahren entkommen?“ —

„Nach angſtvollem Umherirren erreichte ich den Wald von Gavre. Ich getraute mir nicht, aufrecht zu gehen, auf Händen und Füßen, vor Durſt faſt verſchmachtend kroch ich durch das Dickicht, mit den an den Reiſern geſammelten Regentropfen aus hohler Hand meine lechzende Zunge befeuchtend; halb ohnmächtig ſank ich endlich vollends zu Boden, da hörte ich wie im Traume aus dem nächſten Geſtrüppe den leiſen Freundesruf: „Es lebe der König!“ und alsbald ſah ich meinen Joſeph da zu mir herankriechen!“ —

„Du! Joseph?“ sagte Martin und schlug überrascht die Hände zusammen, während dicke Thränentropfen über seine Wangen herabrollten: „O wunderbare Fügung Gottes!“

„So sammeln sich mehr und mehr die Unseren,“ fuhr Joseph fort, „wir finden Donnissan; unsere Zahl steigt auf zwei hundert, die Wuth über die grausame Ermordung unserer Freunde gibt uns neue Kraft. Wir stürzen auf dreihundert Blaue, welche die Stadt Ancenis decken, sie werden gänzlich vertilgt und die Stadt ist unser!“

Sicherlich hätte sich Martin noch alle Begebenheiten des furchtbaren Krieges erzählen lassen, wäre nicht Pfarrer Theobald mit Henry jetzt wieder eingetreten, als jener eben seinem beklommenen Herzen durch den Ausruf Luft machte: „O entsetzliche Dinge! Es gibt in Frankreich keine Menschen mehr, es ist das Land wilder, blutdürstiger Thiere geworden. Ja diese unersättlichen Blutmenschen der fluchwürdigen Republik übertreffen noch die Raubthiere!“

„Seien wir aber nicht ungerecht gegen unsere Feinde,“ so sprach der Pfarrherr sanft mit erhobenem Finger, — „auch auf Seite der Unsrigen wird so manche Grausamkeit verübt, welche dem Christen nicht ziemt. Und der Herr hat Ursache genug, auch uns dann und wann seine schwere Hand fühlen zu lassen zur Abbüßung solcher Unmenschlichkeiten!“ —

Da überlief Josephs blasses Angesicht eine glühende Röthe, er erhob sich von der Bank und sprach ehrerbietig gegen Vater Theobald gewendet: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, meine Einrede. Wohl ist es wahr, daß auch wir, von blinder Wuth fortgerissen, öfters Dinge vollbringen, vor denen wir selber uns später entsetzen. Aber es geschieht

nie aus Blutdurſt, nie aus teufliſchem Muthwillen, wie ſo häufig bei unſern Feinden der Fall iſt, ſondern im offenem Kampf oder zur Abwehr blutiger Gewaltthaten. — Und bedenkt, wenn wir die gräßlich verſtümmelten Leichen unſerer Brüder umherliegen ſehen, wenn wir vernehmen, wie von den Feinden die Gefangenen, welche auf die zugeſicherte Amneſtie vertrauend ſich ergaben, zu Tauſenden niedergeſchoſſen worden; wenn wir die Leichname der Frauen von wilden Hunden angefreſſen, unſere Kinder mit aufgeſchlitzten Bäuchen ſchauen, wenn wir unſere Säuglinge von den Bajonetten dieſer Teufel in Menſchengeſtalt herab wimmern hören, weſſen Blut ſollte da nicht aufkochen zur fürchterlichſten Wuth, die alle menſchliche Gefühle für den Augenblick erſtickt? — Aber zeigt mir ein einziges Beiſpiel von ſolcher faſt zu weit getriebenen Großmuth auf Seiten der Republikaner, wie unſere Anführer ſo häufig ſie bewieſen, oft zu unſerem bitteren Schaden! — Der fromme Marquis Lescure allein rettete bei verſchiedenen Gelegenheiten mehr als vierzigtauſend gefangenen Republikaner das Leben. Der Oberſt Weſtermann, der den Pariſern verſichert hatte, die ganze Vendée mit einer einzigen Legion zerſtören zu wollen, hatte Tags zuvor Lescures Schloß in Clisſon angezündet und die Bewohner gemordet, als wir ihn bei Nantes in die Lehre nahmen. Mit zehntauſend Mann war er gekommen und mit ihm flohen nur dreihundert. Die Mordbrennereien der Unmenſchen hatte die Weiber in ſolche Erbitterung gebracht, daß ſie die Flüchtlinge mit Heugabeln tödteten. Viertauſend Gefangene wurden nach Chatillon gebracht. Hier rief Marigny dem edlen Lescure zornig zu: Laß mich dieſe Ungeheuer, die dein Schloß niedergebrannt

haben, tödten! — Marigny, Marigny, antwortete ihm Lescure, du bist zu grausam; ich werde ihnen nichts geschehen lassen und sie gegen dich vertheidigen.“

„Das heiß ich christlich kämpfen,“ sprach Martin gerührt.

„Und St. Florent vergiß nicht, Joseph!“ erinnerte Heinrich.

„Ja, nach jenem Unglückstage in Chollet,“ fuhr Joseph fort, „wo der tapfere Bonchamps tödtlich getroffen ward. Wir setzten unsere Flucht die ganze Nacht hindurch fort bis nach St. Florent, wo die Bevölkerung der ganzen Gegend mit uns weiter flieht. Talmont mit 4000 Bauern und Autichamp mit 1200 Reitern decken den Uebergang über die Loire. Das war eine schauerliche Nacht! Das Feuer von mehr als hundert auflodernden Dörfern beleuchtete den nächtlichen Himmel, und aus der Ferne tönten dumpfe Kanonenschläge drauf und drauf: und dazu das herzzerreißende Geschrei der wild durcheinanderdrängenden Menge von Greisen, Weibern und Kindern, und das Wehklagen der Verwundeten. — Die Bauern von der Bretagne riefen uns vom jenseitigen Ufer zu, und ruderten mit zerbrechlichen Kähnen zu uns herüber. Alles stürzte jetzt in die Böte, so daß mehrere überladen untersanken, und überall sah man die Versinkenden die Hände aus den Fluthen emporstrecken und um Hilfe schreien. Umsonst bemühten sich Larochejaquelin und Lescure durch Zureden Ordnung in die Ueberfahrt zu bringen.“

„Ach, noch sehe ich das todtbleiche, blutübergossene Antlitz des guten Lescure vor mir. Bei Tremblaie hatte eine Kugel seine Stirne getroffen und er wurde, auf einer

Matraze liegend, mitgetragen auf der Flucht,“ ſetzte Heinrich ergänzend bei.

Joſeph fuhr fort: „Wir hatten 5000 gefangene Republikaner nach St. Florent geſchleppt. In dem Augenblicke, wo die Verwirrung und der Tumult am größten war, überwältigte uns die Wuth gegen die Urheber all dieſes Elendes, und wir waren im Begriffe, ſie alle niederzuſchießen, aber Bonchamps und Lescure, ſelber dem Tode nahe, verboten es ſtrenge und retteten ihren Mördern ſterbend das Leben.“

„Wahrhaftig,“ ſprach der Pfarrer, „eine ſolche Chriſtenthat ſühnt tauſend Vergehen der blinden Wuth!“

„Und was der Dank für ſolches hochherzige Mitleid?“ hob Joſeph wieder an, indem er zornig die Fäuſte ballte, — „die Verfolger, die Bluthunde, ſetzten eilig über die Loire, und machten die Nachzügler ohne Erbarmen nieder, und zu Varades riſſen ſie Bonchamps Leiche aus ihrem Grabe und ſandten ſeinen abgeſchnittenen Kopf dem Convente nach Paris!“

„Genug des Schrecklichen!“ ſeufzte der Prieſter. „Ruhet auch nun aus, ihr werdet nach ſolchen Mühſalen der Ruhe bedürfen, und nach drei Tagen“ —

„Ehrwürdiger Vater,“ fiel ihm Heinrich ins Wort, „noch heute wollen wir zu unſeren kämpfenden Brüdern zurückkehren.“

„Nein Kinder! drei Tage bleibt ihr hier, feiert mit uns der heiligen drei Könige Feſt, und dann kehrt ihr an Leib und Seele neu geſtärkt mit einem Briefe nach Ancenis zu Donniſſan zurück.“

„Ach, Vater!“ ſprach Heinrich mit wehmuthsvoller Stimme, „wohl werde ich bald bei Donniſſan ſein, aber

der Briefe bedarf es dahin nicht; — Ancenis — iſt wieder verloren — und Donniſſan, der edle, liebe Donniſſan —“ weiter konnte er nicht ſprechen; ſchweigend ließ er den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Und Donniſſan,“ ergänzte Joſeph im dumpfen Tone, ward gefangen und iſt — erſchoſſen.“

„Todt?!“ rief Martin, mit ſtarrem Blicke den Erzähler anſtaunend.

Auch der Pfarrer war auf's Tiefſte erſchüttert — ſein Auge ſuchte Kraft im Anblick des Gekreuzigten. „Herr,“ betete er, „gib ſeiner Seele deinen Frieden!“ — Dann wendete er ſich zu Heinrich: „Ihr bleibt denn drei Tage, vielleicht bedürfen wir in dieſer kurzen Friſt Eurer Gegenwart!“

Die Ahnung des Pfarrers ſollte bald erfüllt werden. Bereits am 21. Dezember hatten die Repräſentanten den Befehl gegeben, Brand- und Mordcolonnen zu errichten. Schon hatte der ſchreckliche Terreau ſich aus der Vendée zurückgezogen und zwölf Heerhaufen gebildet, welche von verſchiedenen Punkten ausgehend nach verſchiedenen Richtungen hin brennend, raubend und mordend das Land durchziehen und hinter ſich nichts als Leichen und Schutthaufen zurücklaſſen ſollten. Grignon war an der Spitze einer dieſer „hölliſchen“ Colonnen von Argenton-le-Chateau ausgezogen, nachdem er zu ſeinen Soldaten alſo geſprochen: „Kameraden! wir betreten ein Land, das im Aufſtande begriffen iſt. Ich gebe euch den ausdrücklichen Befehl, Alles, was brennt, den Flammen zu übergeben, und Alles, was lebt, mit dem Bajonette niederzuſtoßen. Es kann wohl auch Patrioten in

dieſem Lande geben, aber gleichviel, es muß ganz entvölkert werden.“

Und ſauſend und brauſend durch rieſige Eichen
Ergrimmte Stürme ſtöhnen und keuchen,
Sie kreiſeln und wirbeln das dünne Laub,
Sie tragen und jagen ein Meer von Staub,
Sie heulen und eilen durch Flur und durch Wald,
Zerreißen Alles mit kühner Gewalt,
Den ſchwarz verhangenen Wolkenhimmel
Und füllen die Lücken mit Staubgetümmel.
Und wo der gewaltige Heerbann fleucht,
Mit Zittern und Zagen ſich Alles beugt.
Es zuckt ein Blitz —
Es kracht und knattert, es raſſelt und dröhnt,
Ein gellender Nachhall im Walde ſtöhnt, —
Die Eiche, des Forſtes hochragender Held,
Sie liegt vom flammenden Blitze gefällt.

Das Feſt der heiligen drei Könige im Jahre 1794 war angebrochen. Aber es brachte nicht jene Freude mit ſich, welche frommgläubige Seelen erquickt bei dem Anblicke der Weiſen, welche ihre geheimnißvollen Gaben anbetend niederlegen zu den Füßen des göttlichen Kindes, auf dem Schooße ſeiner göttlichen Mutter; ach, es ſchien nur jene Schrecken zurückrufen zu ſollen, welche bei dem gräßlichen Kindermord die angſtvollen Herzen der bethlehemitiſchen Mütter zerriſſen. Bald nach Mitternacht ertönte dumpf und ſchauerlich die große Glocke vom Thurme Unſerer Lieben Frau durch die Nacht. Unter den Kaſtanien vor der Kirche war ein grauenerregendes Schauſpiel zu ſehen, beleuchtet vom röthlichen Scheine qualmender Kienfackeln. Ein Haufen weinender

Frauen und Kinder, auch einige Männer, drängten sich um mehrere Wagen und Karren. Der eine schleudert einen schweren Bündel über die Häupter hin auf den Wagen; ein Anderer macht sich, den Gaul am Zaume ziehend, Bahn durch die Menge; hier schleppt eine Tochter den greisen Vater, der kaum sich aufrecht zu halten vermag, am Arme, dort zerrt eine Mutter ihr zitterndes Kind im Gedränge nach sich, Einige tragen die schreienden Säuglinge, in große Körbe gebettet, Andere heben mühsam einen jammernden Kranken auf den Karren. Kinder schreien nach den Eltern, die sie im Gedränge verloren, Eltern rufen ihren Kindern, aber Alle übertönend schallt die starke Stimme Heinrichs durch den Lärm, beruhigend, ordnend, zur Eile mahnend. Im Osten steigen mächtige Feuersäulen aus den angezündeten Dörfern empor, von allen Seiten her tönen die Sturmglocken und ferne Musketenschüsse.

Endlich, nachdem die Wagen beladen und in einer Reihe aufgefahren sind, ruft Heinrich: „Nun zur Kirche, daß wir dem Gotteshause Abschied sagen und Gottes Segen erflehen zur schweren Reise!“ Alles drängte sich ihm nach in die Kirche. Wie sehr hatte sie sich verändert, wie traurig sah es hier aus! Die Wände von den Bildern entblößt, die Altäre alles Schmuckes entkleidet, das Tabernakel offen und leer. Nur vom Hochaltare flammten einige Kerzen und verbreiteten durch die weiten Räume eine unheimliche Dämmerung.

Unter dem Chore befand sich ein feuerfestes Gewölbe, zu welchem hinter dem Altare eine schmale Wendeltreppe hinabführte. Man hatte die Oeffnung dem Boden gleich vermauert und zuvor die Stiege selbst mit Schutt und Erde

ausgefüllt, damit beim Anſchlage nicht etwa ein hohler Ton den Räubern das Geheimniß verrathe. Aus der Gruft führte unter der Erde ein niederer Gang in das fünfzig Schritte entlegene Beinhaus, wo Martin die Knochen und Todtenſchädel aufgeſchichtet hatte, daß ſie den Eingang in den unterirdiſchen Gang verdeckten. In dieſes Gewölbe hatte Martin Alles, was Werth hatte und tragbar war, geflüchtet, und auch Lebensmittel auf mehrere Tage gebracht.

Der Prieſter lag an den Altarſtufen auf den Knieen, ringend mit dem übergroßen Schmerze ſeines Vaterherzens. Er erhob ſich jetzt, alle ſeine Kraft zuſammenraffend, und wendete ſich zu ſeiner jammervollen Heerde: „Kinder! der allmächtige Gott und Herr hat Schweres über uns beſchloſſen. Zum letzten Male betretet ihr Euer Gotteshaus; bald wird es die ruchloſe Hand der Feinde Gottes in Schutt verwandelt haben. Doch fällt auch dies Haus des Herrn in Trümmer, der Herr bleibt, und ſeine Allmacht und Erbarmung wird nicht zerſtört. Laßt uns flüchten unter den Schutz der Himmelskönigin, welcher dieſe Stätte geweiht war, ſie wird Euch ſchirmend geleiten auf Euerer Flucht. Jetzt aber wollen wir uns demüthig unter die Hand des Herrn beugen, ſie ſchlägt, aber ſie heilet auch wieder! Empfanget denn meinen letzten Segen!“ Alle ſanken ſchweigend auf die Knie. Der Prieſter breitete die Arme gen Himmel und rief mit feierlicher Stimme: „Barmherzigſter Vater, erbarme Dich Deiner armen verlaſſenen Kinder! Sei Du ihr Führer, ihr Troſt, ihr Schutz auf der jammervollen Flucht. Und Du o Mutter Barmherzigkeit, Du Tröſterin der Betrübten, wende Deine erbarmungsvollen Augen auf uns, die wir aus dieſem Thale der Thränen zu Dir rufen! — Kinder!“ rief er dann,

„lebet denn wohl, wenn auch nicht hier, doch dort Oben finden wir uns wieder!“

Indem er nun unter einem Strom von Thränen den Segen ertheilte, erhob sich ein lautes Schluchzen und Weinen.

„Vater,“ riefen sie, sich um ihn drängend, „Ihr dürft nicht zurückbleiben! O! verlasset Eure Kinder nicht! Ihr müßt mit uns ziehen! Mit unserem Blute wollen wir Euch schützen! Auf unseren Schultern wollen wir Dich tragen auf der Flucht!“

„Kinder, das kann ich nicht! Dem Priester des Herrn geziemt es nicht, das Haus zu verlassen, zu dessen Wächter ihn der Herr bestellet hat. Ziehet hin mit Gott; er wird Euch und mich schützen. Heinrich sei Euer Führer an meiner Stelle; folget ihm in Allem willig, als meinem Stellvertreter!“

„Auf, auf!“ schallte jetzt eine starke Stimme von der Pforte in die Kirche herein, daß es schauerlich vom Gewölbe wiederhallte; „auf, sonst seid Ihr Alle verloren. Die Mordbrenner sind im Anzuge!“ Es war Joseph, der mit diesem Mahnrufe in die Kirche stürzte; er war auf die Spähe ausgesendet worden. Entsetzt stürzte jetzt Alles aus der Kirche zu den Wagen, und der Zug eilte in jäher Flucht aus dem Dorfe.

Nachdem das Geschrei und Weinen der Fliehenden verhallt war, verließ auch der Pfarrer mit Henry, der bis jetzt nicht von ihm losgelassen hatte, nebst Martin und Joseph die Kirche. Martin löschte die Kerzen und verschloß die Thüre von Außen; den Schlüsselbund aber warf er in den nahestehenden Brunnen. Unter dem matten Scheine

einer verhüllten Laterne eilten ſie nach dem Kirchhofe und verſchwanden im Beinhauſe.

In dem menſchenleeren Dorfe herrſchte jetzt Grabesſtille; doch bald ſollte ſie einem tobenderem Lärm weichen. Die Glocke der Thurmuhr ſchlug eben drei, als eine Abtheilung der Brandcolonnen unter Schießen und wildem Geſchrei in's Dorf einzog. Unter den Kaſtanien machten ſie Halt, bald beleuchteten die zahlreich angezündeten Fackeln die verwilderten Geſichter. „Kameraden!“ rief jetzt die rauhe Stimme des Anführers, „was brennt, den Flammen! Was lebt, dem Tode!“ Wie hölliſche Furien ſtoßen nun die Truppen auseinander und nach allen Seiten hin flogen die Fackeln und ſchallten Hohngelächter und Flüche. Der Führer mit einem Dutzend der Wüthriche ſtürmten auf die Kirchenpforte los. Ein mächtiger Schlag und die Flügel flogen krachend auseinander. Zähneknirſchend vor Wuth, die Kirche völlig geräumt zu finden, rasten ſie durch alle Räume. Die Altäre und Betſtühle wurden zerſchlagen und mit den Trümmern in Mitte der Kirche ein gewaltiges Feuer angeſchürt, um welches ſich ein Theil unter gräßlichen Gotteslästerungen lagerte, die Andern durchſuchten alle Winkel, ſchlugen die Thüre zur Sakriſtei ein, und zertrümmerten auch hier die leeren Schränke und Kiſten. Unterdeſſen loderten die Flammen des Feuers in der Kirche immer höher, immer gewaltiger empor, und leckten gierig weit hin nach den Seiten, das Gebälke der Kirche ſchwärzte ſich allmählig, bald liefen kniſternde Funken an den Geſimſen hin und plötzlich ſtand die ganze Kirche in einem Feuermeere. Mit wilder Haſt ſtürzten die furchtbaren Urheber durch die ſich herabwälzenden Rauchwolken hinaus ins Freie. Draußen war die Nacht ver-

schwunden, auf allen Seiten loderten die Flammen aus den Hütten und Scheunen empor und machten die Nacht zum hellen Tage. Bald schlugen auch an der Kirche die Flammen aus den Fenstern und durch die Schindeln des Daches. Unheimliche Flämmchen zuckten aus der Spitze des Thurmdaches hervor und nach wenigen Minuten erglühte das große eiserne Kreuz in blutigrothem Scheine. Wie feurige Schlangen rann die glühende Lava der geschmolzenen Glocken aus den Ritzen des Thurmes an dem Gemäuer nieder und erlosch zischend auf dem feuchten Boden. Schnarrend hob jetzt der Hammer der Thurmuhr aus, und in demselben Augenblicke stürzte mit donnerähnlichem Getöse die Kirche in sich zusammen. Nur das Portal blieb aufrecht stehen, und in seiner Mitte stand schwankend das kolossale Bild der Jungfrau Maria. Ein gräßliches Jubelgeschrei der Republikaner begleitete den Einsturz der Kirche.

Unterdessen hatte der Pfarrer Theobald mit seinen drei Begleitern in ihrer unterirdischen Zufluchtstätte zwei Stunden in Todesängsten verlebt. Mit steigender Angst hatten sie das Getöse über sich gehört und der fürchterliche Schlag des einstürzenden Gebälkes und Gemäuers hatte sie selbst betäubt niedergeworfen; selbst den an Gefahren gewöhnten Joseph erfaßte Entsetzen. Das Kreuzgewölbe über ihrem Haupte krachte und zeigte klaffende Risse, durch welche jetzt eine so drückende Schwüle drang, daß sie kaum mehr zu athmen vermochten und die Kerzen zu erlöschen drohten. Joseph der sich zuerst wieder aufgerafft hatte, faßte den Pfarrer am Arme und zog ihn eilig nach dem Ausgang des Verstecks, wo die eindringende frische Morgenluft sie wieder zu voller Besinnung brachte. Auch Martin mit dem

jungen Henry war ihnen nachgeeilt. Lange ſtanden ſie ſchweigend in der Dunkelheit, als wagte Keiner die düſteren Ahnungen, welche ihre Bruſt beklemmten, laut werden zu laſſen. Endlich hub Martin mit leiſer Stimme an: „Hier iſt unſeres Bleibens nun nicht länger, wenn wir nicht Alle von den einſtürzenden Quadern zermalmt werden wollen. Wir müſſen nun das Aeußerſte wagen und ehe noch der Tag anbricht, den Wald zu erreichen ſuchen.“

„Ja, ja“ fiel der Prieſter entſchloſſen ihm in die Rede, „fliehet, eilet, noch begünſtigt die Nacht Eure Flucht. Ich werde hier, Gott vertrauend, ausharren und unter den Trümmern des Hauſes Gottes in Geduld erwarten, was der Herr über mich beſchloſſen hat. O eilet, Kinder, rettet Euch und den lieben Henry, ehe es zu ſpät iſt.“

Henry fing bereits heftig zu ſchluchzen an und ſuchte in der Dunkelheit nach der Hand des Prieſters. Joſeph aber ſprach ernſt und entſchieden: „Vater! entweder Ihr flieht mit uns von hinnen oder wir bleiben hier bei Euch und werden mit Euch verſchüttet. Ich habe Heinrich beim Abſchiede geſchworen, Euch nicht zu verlaſſen, bis mich oder Euch das Leben verläßt. Der Wende'er bricht nie ſein Wort und ſollte er's mit ſeinem Blute löſen müſſen!“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er ſich jetzt in das Innere zurück, bald aber hörten ſie ihn wieder näher kommen. „Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren,“ ſprach er nun weiter. „Das Gewölbe hat ſich nicht weiter geſenkt. Sind die Mauern völlig eingeſtürzt und iſt kein neuer Schlag zu fürchten, ſo können wir ohne Furcht den Abzug der Räuber hier abwarten, denn in dem verödeten, eingeäſcherten Dorfe

können sie sich kaum drei Tage halten. Ziehet Ihr Euch weiter in die Tiefe zurück und haltet fein Ruhe, ich werde schnell die Brandstätte vom Kirchhofe aus in Augenschein nehmen.“ Ohne auf die Einreden des Pfarrers zu achten, war er alsbald mit kaum vernehmlichen Tritten nach dem Beinhause geeilt. In der Linken die gespannte Flinte, öffnete er mit der Rechten leise die Thüre so weit, um den Kopf vorsichtig hinausstrecken zu können. Aber welch ein Schrecken! Heller Fackelschein leuchtete ihm entgegen, denn eben waren zwei Republikaner über die niedere Kirchhofsmauer gesprungen und schritten, in frevelndem Muthwillen die morschen Kreuze auf den Gräbern rechts und links niederschmetternd, in gerader Richtung auf sein Versteck zu. Josephs Blut wallte auf, seine Augen starrten zornfunkelnd nach den verhaßten Feinden. Krampfhaft drückte seine Faust das Feuerrohr, und schon lag es schußgerecht und seines Zieles gewiß, da gedachte Joseph des Vaters Theobald und der übrigen Freunde, welchen der Verrath ihrer Zufluchtsstätte den sicheren, vielleicht martervollen Tod bringen würde; und wie gelähmt sanken seine Arme mit der Mordwaffe; und ohne recht zu wissen was er that, lehnte er sich in den Winkel rücklings der Thüre. — Die Beiden hatten das niedere Haus schon bemerkt und traten näher, es von allen Seiten beleuchtend. Joseph konnte deutlich ihre Rede vernehmen. — „Ei meiner Treu, da steht ja noch so ein Vendéer Hundestall ganz unversehrt, laß uns einmal Haussuchung halten!“ kreischte der Eine.

„Laß das! Es ist wahrscheinlich das Knochenhaus; lassen wir die da drinnen in Ruhe!“ sprach der Zweite und wandte sich zum Weitergehen.

„Ah pah!“ rief der Andere wieder, „das gehetzte Wild verbirgt sich in jedem Schlupfwinkel. Wer weiß, ob nicht das Todtenhaus die Lebendigen birgt, während wir die Häuser der Lebendigen in Aschenkrüge verwandeln.“

Ein kräftiger Fußtritt schleuderte die morsche Thüre nach Innen. Joseph taumelte, an die Stirne getroffen, zurück und stieß mit seinem Fuße an den steil aufgeschichteten Knochenhaufen. Rasselnd stürzte der Haufe zusammen und die behängigen Todtenschädel, noch gräulicher grinsend im Fackelscheine, rollten unter die Füße des kecken Republikaners. Entsetzt fuhr er zurück und eilte seinem Kameraden nach, welcher ein lautes Gelächter erschallen ließ. Die Todten hatten die Lebendigen gerettet. Joseph rührte sich unter den Todtengebeinen nicht, obgleich er das warme Blut von seiner verwundeten Stirne rinnen fühlte. Erst nachdem es draußen ganz stille geworden war, raffte er sich aus dem Beinhaufen auf. Auf dem Boden kriechend näherte er sich vorsichtig der Thüre, Alles war öde und still. Langsam vorwärts kriechend, erreichte er die Mauer, an welcher er sich aufrichtete, um die Brandstätte zu überschauen. Da und dort schlugen noch Flammen aus dem Schutte auf und ließen die kahl emporragende Vorderseite der Kirche erkennen. Die Feinde mußten sich an das andere Ende des Dorfes zurückgezogen haben, denn von dorther tönte ein wilder, wüster Gesang. Ungesäumt eilte nun Joseph zurück zu seinen Freunden, die sein langes Ausbleiben in neue Angst versetzt hatte und nun noch mehr erschracken, als sie sein blutendes Angesicht gewahrten. Doch beruhigte er sie, indem er ihnen den glücklichen Unfall kurz berichtete, dann aber mahnte er zur Eile. „Noch steht,“ sagte er, „die vor-

tere Wand der Kirche mit dem schweren Steinbilde, stürzt sie rücklings nieder, so drückt sie das Gewölbe vollends ein und wir sind verloren. Der Weg zum Walde ist frei, die Blutbunde lagern drunten im Dorfe und feiern mit lärmendem Gesang die Vollendung ihres teuflischen Werkes. Nun schnell — aber ohne Laut! Hörst Du, Henry — ohne einen Laut!" In Hast raffte er von den vorhandenen Lebensmitteln in ein Tuch zusammen und belud Martin damit, er selber hing die Jagdtasche und die Flinte um, und so traten sie ihre Wanderung an durch die finstere Nacht hin nach dem Walde, wo Joseph alle Wege genau kannte.

Eine Stunde hatten sie mühsam zurückgelegt, da ließ der Führer Halt machen. Sie hatten eine Köhlerhütte erreicht, über welche ein Haufen Reiserbüschel aufgeworfen war. „Der Tag dämmert schon," sprach Joseph, „weiter wandern ist gefährlich. Diese Höhle bietet Euch Schutz für diesen Tag, mit Lebensmitteln seid Ihr hinlänglich versehen; ruhet nun hier aus, und nach Einbruch der Nacht setzen wir unsere Reise fort; in drei Tagen sind wir aus dem Bereich dieser Raubthiere. Martin und ich werden unterdessen die Feinde beobachten, um jeder drohenden Gefahr zur rechten Zeit zuvorzukommen."

„Wie?" fragte der Pfarrer bestürzt, „Ihr wolltet uns verlassen, und mitten in die Gefahr zurückkehren, der Ihr kaum entronnen seid?"

„Vater seid ohne Sorgen um uns, wir werden vorsichtig sein; und wenn es gilt — dieses hier hat schon öfter den Weg in das schwarze Herz solcher Schurken gefunden!" sprach Joseph auf sein Feuerrohr deutend. „Doch hat der

Herr über Leben und Tod anders über uns beſchloſſen, dann betet für unſere aus dieſem Jammerthale erlöſten Seelen. Sollten wir bis zum Einbruche der Nacht nicht zurückkehren, dann harret hier drei Tage aus, denn bis dahin iſt die Gegend ſicher von den Räubern wieder leer. Am dritten Morgen macht Euch mit Henry auf den Weg nach Nord-Oſten, immer nach Nord-Oſten; Gott wird Euch wieder Menſchen finden laſſen, die ihr Geſchlecht nicht verleugnen. So lange Ihr aber hier in der Höhle weilet, haltet Euch immer ruhig und vermeidet Alles, was Eueren Aufenthalt bemerkbar machen könnte. Laßt Euch durch nichts beirren, was außerhalb vorgeht, und bleibt immer ſtille in Euerem Verſteck!“

„So bleibt mir denn nichts übrig,“ ſprach der Pfarrer wehmüthig, „als Euch und uns Gottes Schutz zu empfehlen. Möge er Euch vergelten, was ihr Alles für ſeinen armen, hilfloſen Diener thut.“ Unter Thränen ertheilte er ihnen zum Abſchied ſeinen Segen und ſtieg mit Henry durch die enge Oeffnung der Höhle, wohin Martin auch das Gepäck brachte.

Joſeph verlegte den Eingang mit Reiſerbündeln, und ging dann mit Martin thaleinwärts; der Sicherheit wegen trennten ſie ſich aber bald und nahmen ihren Weg nach verſchiedenen Richtungen hin, nachdem ſie den Ort ihres Wiederzuſammentreffens verabredet, — aber auch für den Fall des Nichtwiederſehens brüderlichen Abſchied für dieſe Welt genommen hatten.

Der anbrechende Tag fand an dem Platze, wo geſtern noch das liebliche Dorf geſtanden, eine Reihe rauchſchwarzer Schutthaufen, umgeben von Bäumen, welche die verkohlten

Gabeläste, wie drohende Finger gen Himmel streckten. Das Portal der Kirche stand noch aufrecht, und hinter ihm wühlten die Mordbrenner in den rauchenden Trümmern, nach verborgenen Schätzen suchend. Der ehemalige Chor war gänzlich verschüttet und so war der vermauerte Eingang zu dem Gewölbe, der ihrem scharfen Auge sonst unmöglich entgangen wäre, vor möglicher Entdeckung gesichert. Desto mehr erregte die Aufmerksamkeit der raubgierigen Schaar eine große Steinplatte im Boden der Kirche, hart am Eingange. Sie deckte die Familiengruft des altadeligen Geschlechtes, zu dessen Herrschaft ehedem das Dorf gehörte. Einer der Soldaten stieß sein Gewehr kräftig auf den Stein — und dumpf hallte der Stoß innen wieder. Der ganze Trupp jauchzte wild auf. „Gefunden, gefunden!“ schrieen sie jubelnd durch einander. Auch die Uebrigen stellten ihre anderweitigen Nachsuchungen ein und eilten zu dem Steine; Einer drängte den Andern bei Seite, als wollten sie sich jetzt schon um die hier verborgenen Schätze streiten. Nun ging's an die Arbeit. Die schwersten Quadern der eingestürzten Mauern wälzten sie mühsam herbei, wanden sie mit Stangen und Balken in die Höhe, und ließen sie auf den Gruftstein herabfallen, um diesen zu zerschmettern. Doch umsonst! Zwar bebte der Boden, zwar dröhnte es schrillernd unten in der Gruft, aber der mächtige Stein bewegte sich nicht; er lag gestützt auf festes Gemäuer. Jetzt versuchten sie ihn zu unterwühlen und zu heben, aber alle Anstrengung und alles Fluchen und Toben war vergeblich beim Mangel tüchtiger Werkzeuge. Mit Mühe brachten sie auf der Seite eine Höhlung zu Stande, groß genug, um eine Granate einzuzwängen, durch welche auf oft bewährte

Weiſe der Trotz des Steinblocks gebrochen werden ſollte. Der Verwegenſte übernahm dieſe letzte gefährliche Arbeit, die Uebrigen zogen ſich durch die Kirchenpforte zurück.

Ein anderer Schwarm kam jetzt lärmend und tobend aus dem Dorfe herangezogen. „Halloh! Halloh!“ ſchrieen ſie von ferne den Geſellen zu, „wir haben den Schlüſſel zur Schatzkammer gefunden!“ —

In ihrer Mitte ſchleppten ſie den armen Martin. Todtenbleich, mit Blut übergoſſen, mit zerrauften Haaren und zerriſſenen Kleidern wankte er zwiſchen zwei der Cannibalen, welche ihn am Kragen gefaßt hielten und mit rohen Fäuſten vor ſich her ſtießen. „Hund!“ donnerte ihn jetzt der Anführer der Rotte an, „wo iſt Dein Pfaffe, wo habt Ihr die Kirchenſchätze verſteckt?“ „Geſtehe,“ brüllte ein Zweiter, „oder Du ſollſt lebendig geſchunden und gebraten werden wie ein Kalb am langſamen Feuer!“

„Unmenſchen!“ ſtöhnte Martin mit matter Stimme, „nehmet mir mein Leben; ich heiße den Tod willkommen! Der Prieſter und der Schatz der Kirche iſt vor Euren Räuberhänden geſichert; und keine Qual wird mich dahin bringen, ſie Euch zu verrathen. Aber Eines will ich Euch offenbaren, was ihr nicht mehr zu wiſſen ſcheint: der allmächtige Gott lebt noch, und ſeiner Rache wird kein Böſewicht entrinnen!“

Eine Fluth gräßlicher Gotteslästerungen war die Antwort auf ſeine Rede. Wehmüthig erhob Martin ſeinen Blick zu dem Bilde der heiligen Jungfrau und lispelte: „Maria, Mutter, verlaß Deine Kinder nicht!“ Das reizte noch mehr den frevelnden Uebermuth der Gotteslängner. Höhnend ſich verbeugend rief Einer zum Bilde hinauf: „Ei

guten Morgen, Frau Himmelskönigin, wie steht ihr doch so lustig dadroben auf eurem schwarz geräucherten Thron! Kennt ihr denn euern getreuen Küster da nicht mehr? Kommt doch mit, um uns eure reiche Schatzkammer zu zeigen; wir wollen — — —"

Das Wort erstarb jetzt auf den Lippen des Frevlers und ein jäher Schreck verzerrte die wilden Züge seines teuflischen Angesichts noch gräßlicher, denn in diesem Augenblick zuckt ein Blitz aus dem Gemäuer, ein furchtbarer Knall folgt, der Giebel wankt und mit donnerndem Krachen stürzt das ganze Portal über die Wütbriche zusammen, und eine mächtige Staubwolke hüllt Alles ein. — —

Drüben in der Waldhöhle lag Vater Theobald auf dem Mooslager hingestreckt und an seiner Seite saß Henry. Sie beteten lange mit leiser Stimme zusammen, und gossen die Angst ihres Herzens vor dem Vater der Verlassenen aus. Die Schrecken der vergangenen Nacht, der tiefe Kummer seiner Seele, die Anstrengung der nächtlichen Wanderung und die Kälte hatten die Kräfte des Priesters so sehr erschöpft, daß er endlich ohnmächtig auf das feuchte Moos zurücksank, seine Brust stöhnte, und seine Glieder wurden von Fieberfrost geschüttelt. Henry wollte verzweifeln, er rieb die Hände und die Brust des heißgeliebten Vaters; hundertmal rief er ihn beim Namen; er war im Begriffe die Höhle zu verlassen und um Hülfe zu rufen; aber die Warnungen Josephs schreckten ihn zurück. Händeringend warf er sich auf die Kniee nieder, schluchzte und betete: „Vater im Himmel, willst du mich unglückliches Kind denn ganz verlassen? Willst du mir denn auch diesen letzten Beschützer nehmen? Ach ich kann nicht mehr leben, wenn

ich Vater Theobald verliere. O liebe Mutter Maria, bitte doch für uns bei deinem allmächtigen Sohne, daß er uns barmherzig sei und Hülfe sende. Sieh, mein erstes und schönstes Bild, das ich einst male, soll dir zum Danke geweihet sein.“ Plötzlich kam ihm etwas in den Sinn. Er durchsuchte das Gepäcke. Im Jagdsacke Josephs fand er ein Fläschchen und schnell ließ er von dem Inhalte über die Lippen des Ohnmächtigen träufeln und benetzte damit dessen Schläfe. Auch war ihm ein Feuerzeug beim Durchsuchen in die Hände gekommen, und ohne an die Gefahr zu denken, raffte er Moos und dürre Reiser auf dem Boden zusammen und zündete ein Feuer an, um einige Wärme in die Höhle zu bringen. —

Joseph hatte gegen Mittag den Rückweg angetreten, und war auf Umwegen glücklich bis in die Nähe der Höhle gekommen. Hinter einem umgestürzten Baumstamme gekauert, wollte er Umschau halten, ob er ohne Gefahr dieselbe vollends erreichen könne. Aber o Schrecken! Nicht hundert Schritte entfernt hatte sich eine Schaar Republikaner gelagert. Mit pochendem Herzen beobachtete er jede ihre Bewegungen. Jetzt richteten sie ihre Blicke nach der Höhle hin. Einer erhob sich und rannte auf sie zu. Joseph erblaßte, das Blut stockte in seinen Adern. Doch er athmete wieder freier auf, als er den Soldaten mit zwei Reiserbündeln zu den Uebrigen zurücklaufen sah. Er schöpfte jetzt wieder Hoffnung auf Rettung. Aber neuer Schrecken, größere Angst erfaßt ihn; denn jetzt sieht er dünne Rauchwölkchen aus dem Reiserhaufen über der Höhle aufwirbeln. „Sie sind verloren,“ seufzte er, „wenn Gott nicht ein Wunder thut!“ — Mit starrem Auge blickt er jetzt auf die Soldaten,

welche an dem angezündeten Feuer beschäftigt sind. „Herr Gott,“ ruft er im Herzen, „schlage die Feinde mit Blindheit und rette die Deinen!“ Aber ach! schon hat Einer den Rauch bemerkt und ruft, nach der Höhle hinzeigend: „Seht doch! Bei allen Teufeln! Da finden wir die Hunde im warmen Neste!“ Alle springen auf und wenden sich nach der Höhle. Joseph sieht's, und plötzlich zuckt ein heldenmüthiger Gedanke durch seine Seele. Er springt auf, feuert seine Flinte in die Luft, und rennt mit lautem Geschrei nach der entgegengesetzten Seite hin. „Ha!“ schreien die Soldaten, „dort ist der Vogel ausgeflogen!“ und unaufhaltsam rennt der ganze Haufe ihm nach.

Joseph hatte bereits einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, aber nun fühlte er seine Kraft schwinden, immer schwächer wird sein Lauf, immer näher kommen die Verfolger; jetzt strauchelt sein Fuß an einer Wurzel — er stürzt zu Boden; mühsam rafft er sich wieder auf — aber von zwei Kugeln durchbohrt stürzt er wieder nieder. „Herr! rette sie!“ das waren seine letzten Worte. Die Verfolger fanden eine Leiche, an welcher sie nun ihre teuflische Wuth ausließen.

Henry, in der Höhle durch den Schuß erschreckt, hatte hastig das Feuer wieder ausgelöscht, und die Soldaten, in der Meinung, daß der Getödtete allein dort versteckt gewesen, kehrten nicht wieder dorthin zurück.

Der treue Vendéer hatte mit seinem Blute sein Wort gelöst. Der Priester und sein Begleiter waren gerettet.

Die Wipfel schwächer rauschen und wogen,
Die wirbelnden Winde sind fortgezogen,
Nur säuselnde Weste weben leise,
Und schaukeln sich gaukelnd im Blumenkreise;
Doch locken sie nicht die Sänger heraus
Aus ihrem heimlichen Halmenhaus.
Die Blumen auch neigen die Häupter noch schwer,
Gebadet in ihrem Thränenmeer;
Sie haben nicht Stimme ihr Leid zu klagen,
Nicht Muth, die Aeuglein aufzuschlagen;
Da löset sich langsam der Wolken Flor,
Ein liebebeleuchteter Strahl bricht vor,
Und wandelt die bleichen Tropfen der Au
In freudeglänzenden Thränenthau. —
Der Hirte zieht mit den Lämmern heim,
Es hallen im Wald weit die Schalmei'n,
Und Fluren und Wald und Höh'n und Hain
Und Himmel und Erde jauchzen drein,
Und Farb' und Ton und Licht und Klang
Ruft: Gott in der Höhe sei Preis und Dank!

Der Krieg in der Vendée wäre mit den Siegen von Mans und von Savenay und der Einnahme der Insel Noirmoutier beendigt gewesen, hätten nicht die unerhörten Gräuelthaten, welche die »höllischen Colonnen« verübten, das scheußlich mißhandelte Volk zur äußersten Verzweiflung getrieben. Charette hatte sich in die Bocage, den unzugänglichsten Theil der Vendée, zurückgezogen, und um ihn sammelten sich fünfzehntausend Royalisten. Außerdem hatten sich in Oberpoitou zwei andere Heerhaufen unter Larochejaquelin und Stofflet geschaaret, und setzten mit wechselndem Glücke den Kampf gegen die Republikaner fort. Der Sturz des blutdürstigen Robespierre und der Schreckensregierung blieb auch für die Vendéer nicht ohne glückliche Folgen. Im Oktober 1794 wurden die terroristischen Gene-

rale abgerufen; im Dezember erließ der National-Convent eine allgemeine Amneſtie und ſendete drei gemäßigte Männer als Abgeordnete nach der Vendée, um die friedliche Beilegung des für beide Theile ſo unheilvollen Kampfes zu verſuchen.

Der Muth der Royaliſten war nach dem Verluſte ihres ausgezeichneten Feldherrn, des heldenmüthigen Marquis Larochejaquelin, und durch die Uneinigkeit der übrigen Anführer eben ſo ſehr erſchüttert, als ihre Wuth nach dem Einhalt der Grauſamkeiten von Seite der Republikaner ſich gelegt hatte. Und ſo kam denn am 17. Februar 1795 zwiſchen Charette und den Bevollmächtigten des pariſer Nationalconvents ein förmlicher Friede zu Stande, welcher den Vendéern den ungeſtörten katholiſchen Gottesdienſt, die Befreiung von Kriegsdienſten gegen die äußern Feinde und noch andere Begünſtigungen zuſicherte. Auch Stofflet unterzeichnete, wiewohl erſt am 2. Mai, den Frieden. — Die nach einigen Monaten wieder begonnenen Feindſeligkeiten endigten mit dem Untergange Stofflets und Charettes, welche in die Hände der Feinden fielen und jener zu Angers, dieſer in ſeiner Vaterſtadt, Nantes, erſchoſſen wurden.

In Paris hatte unterdeſſen die Revolution mehrmals ihr Kleid gewechſelt; der Schreckensregierung war der Nationalconvent gefolgt und dieſer hatte nach drei Jahren dem Direktorium weichen müſſen. Siegreich wehten die Fahnen der Republik im Auslande. Berthier hatte bereits am dreiundzwanzigſten Jahrestage der Erwählung Pius VI. vom Kapitol herab die Umwandlung des Kirchenſtaates in eine römiſche Republik verkündet, und den neuen freien Staat ausgeplündert. Der heilige Vater, ein achtzigjähriger Greis,

eben erst von einer schweren Krankheit genesen, ward gefangen nach Siena, und von da nach St. Castiano bei Florenz, von hier nach Grenoble und endlich nach Valence geschleppt, wo ihn am 29. August des Jahres 1799 ein seliger Tod von weiteren Mißhandlungen befreite. Am 1. Dezember versammelten sich die Cardinäle in Venedig zur neuen Wahl und Pius VII. bestieg den Stuhl Petri.

Während Pius VII. seinen schweren Kreuzesweg vollendete, begann der kecke Korse seinen schnellen Glückslauf. Von den Pyramiden zurückgeeilt, hatte er mit kühnem Sprung die erste Stufe zum eingestürzten Throne betreten, — er hatte sich zum ersten Consul gemacht —; zwei Jahre später faßte er auf der zweiten Stufe Fuß, indem er sich mit dem Consulat auf Lebenszeit bekleiden ließ; und nach Verlauf von abermals zwei Jahren (1804) hatte er den Gipfel erstiegen; Napoleon Bonaparte war erblicher Kaiser der Franzosen.

Es war in den ersten Tagen des Novembers eben dieses Jahres, als die Bevölkerung von Florenz sich jubelnd durch die Straßen drängte, denn man erwartete jeden Augenblick die Ankunft des Papstes Pius VII., welcher mit einem großen Gefolge zur Krönung des neuen Kaisers der Franzosen nach Paris reiste. Die Signale ertönten, das Gedränge wurde stärker, und kaum vermochten die aufgestellten Soldaten in der Mitte der Volksmassen eine schmale Durchfahrt offen zu erhalten. Der Zug nahte, und kaum war er sichtbar, da verstummte der Lärm, wie fortrollende Wellen begleitete das Wogen der niederknieenden und sich wieder erhebenden Menge zu beiden Seiten den Reisewagen des heiligen Vaters, welcher mit wehmüthiger Freundlichkeit den heiligen Segen spendete.

Während dies auf der Straße verging, saß ein greiser Bettler in einer der offenen, aber jetzt menschenleeren Kirchen vor dem Altare der heiligen Jungfrau, wie im süßen Traume das liebliche Bild der Himmelskönigin betrachtend. Er war so vertieft in die Anschauung, daß er das wiederholte Rasseln der Kirchenschlüssel nicht hörte, wodurch der Küster zum Aufbruch mahnte, bis dieser nach langem Warten endlich zu ihm hintrat und, ihm sanft auf die Schulter klopfend, ihn aus seinem seligen Traume weckte mit den Worten: „Lieber Freund, es ist Zeit, die Kirche zu schließen.“

„O gönnt mir noch einige Augenblicke den Anblick des lieblichen Bildes!“ bat Jener. „Ihr glaubt nicht, welch' süßen Trost mein sorgenvolles Herz aus ihm schöpft. Seht, in meiner Heimath stand eine Kirche zu unserer lieben Frau — ach, das Gotteshaus liegt längst in Trümmern! — und auch sie schmückte ein solches Bild, vor dem ich sonst betete. Es war ganz das nämliche, dieses freundliche Antlitz der Gottesmutter, dieses wallende himmelblaue Gewand, diese Sternenkrone, der Engel dort mit der blendend weißen Lilie, und dieser da mit der frischblühenden Rose, das Alles war auch dort zu sehen, nur ist es hier viel lebendiger, viel lieblicher noch gemalt. O das muß ein frommer Meister sein; der so himmlische Gestalten schaffen konnte. Gott lohne ihm den Trost, welchen sein Bild meiner Seele gewährt!“

„Das habt ihr gut gerathen,“ entgegnete beifällig der Küster, „der Meister ist nicht weniger fromm im Leben, als geschickt in seiner Kunst, und so lieblichen Angesichts wie der Engel dort mit der Lilie. Vor Jahren kam er zu uns aus dem unglücklichen Frankreich, begleitet von einem der vertriebenen Priester. Er trat bei einem unserer größten

Meiſter in die Schule und ward ſelbſt ein Meiſter; dies iſt ſein erſtes Meiſterſtück, welches er, wie er ſagt, um ein Gelübde zu löſen hier aufgeſtellt hat.“ —

Ein freudiger Schrecken durchbebte bei dieſen Worten die Bruſt des Bettlers; er preßte die Hand des Küſters zwiſchen ſeinen Händen und rief: „O ſagt mir ſchnell, wie heißt der Meiſter??“

„Henry Tauton nennt er ſich!“

„Tauton?“ ſprach betrübt der Fremdling, und ließ die Hand des Küſters los, „Tauton? — nein, den ſuche ich nicht!“ —

Mit herzlichem Mitleid betrachtete der Küſter den Armen.

„Unglücklicher Bruder,“ ſprach er dann, „iſt's auch Der nicht, den Ihr ſuchet, ſo werdet Ihr doch nicht ohne Nutzen an ſeine Thüre pochen; er läßt keinen Armen hilflos von ſich gehen. Kommt und laßt Euch ſeine Wohnung zeigen.“

Willenlos folgte der Fremde dem Küſter, der mit ihm in die nächſte Seitengaſſe einbog, und auf eine der erſten Hausthüren zeigend, und freundlich ermuthigend ihn verließ. Ohne recht zu wiſſen, was er that, trat der Bettler in das bezeichnete Haus. Erſt als er im Hofraume ſtand, beſann er ſich, was er denn eigentlich hier wolle; und er wäre vielleicht auf halbem Wege wieder umgekehrt, wenn nicht ein mit Farbreiben beſchäftigter Junge ihn ſchon bemerkt hätte, welcher alsbald mit der freundlichen Frage ihm entgegen kam: „Zu Meiſter Tauton? Nicht wahr? dort die zweite Thüre!“

„Nun denn, in Gottes Namen, weil es denn doch ſ[illegible] ſein ſoll!“ dachte der Fremde bei ſich und öffnete die zwe[illegible]

Berlin

Thüre. Sie führte zu dem hellen, freundlichen Atelier des Malers. Der jugendliche Meister saß in leichtem, weitem Malerrocke vor der Staffelei in emsiger Arbeit, hinter ihm stand ein ehrwürdiger Greis und sah mit sichtlichem Wohlgefallen und freudiger Bewunderung, wie sich unter des Künstlers Hand die todten Formen mehr und mehr belebten. Tauten, wähnend sein kleiner Gehülfe sei eingetreten, sprach mild ohne sich zu wenden: „Paole, Dein Blau ist noch zu grell, es fällt zu schwer in die Falten; zwei Theile Indigo, einen Theil Weiß, aber mählich beigemischt, fleißig zerrieben, keine Streifen, keine Perlen, Alles hübsch klar! Hörst Du?“ Da keine Antwort erfolgte, wandte sich der Aeltere gegen die Thüre, und kaum hatte er den Fremden erblickt, so rief er laut auf: „Gepriesen barmherziger Gott, Martin!“ Dieser stand beim Anblicke des Priesters mit offenem Munde und ausgebreiteten Armen, unfähig, einen Laut von sich zu geben. Des Meisters Händen entfielen Pinsel und Palette, er sprang vom Sitze auf und mit dem Ausrufe: „Vater, mein Vater!“ stürzte er dem Eingetretenen in die offenen Arme.

Welche Feder mag ein solches Wiedersehen beschreiben! Ist ja das Menschenherz kaum fähig, den Freudenschmerz solcher Augenblicke zu empfinden, ohne unter der Wucht des Gefühls zu erliegen.

Als der erste Freudensturm sich gelegt hatte, rief Vater Theobald aus: „Aber Martin, lieber treuer Martin, welches Wunder führt Euch, den wir längst als todt beweint, in unsere Arme?“

„Ja, wahrhaft ein Wunder ist's,“ entgegnete Martin. „Denn fast wäre ich, schon vor Eurer Thüre stehend, wieder

umgekehrt, hätte mich Gottes Hand nicht gleichsam wieder meinen Willen zu Euch hereingezogen. Doch höret wie mir's ergangen:

Als Joseph und ich Euch im Walde verlassen hatten, schlichen wir auf verschiedenen Wegen dem Dorfe näher. Lange hatte ich das Treiben der Mordbrenner von ferne beobachtet, als ich plötzlich hinter mir Lärm vernahm, und bald einen Schwarm Republikaner daher kommen sah — die Flucht war unmöglich. Ich warf mich schnell zur Erde, aber schon hatten sie mich bemerkt, und wüthend stürzte die ganze Rotte über mich her. Unmenschlich zerrauft und zerschlagen, wurde ich ins Dorf geschleppt, bis vor die Kirche. Unter gräulichen Flüchen und schrecklichen Drohungen verlangten sie zu wissen, wo wir Euch und die Kirchenschätze verborgen hätten. Doch die grausamste Folter hätte mir das Geständniß nicht erpressen können. Ich empfahl meine Seele Gott und der Fürbitte Maria's, deren Steinbild die Wüthriche frevelnd verhöhnten. Mitten unter ihren Gotteslästerungen sah ich plötzlich die Mauer über uns schwanken, der Schrecken riß die Fäuste der Unmenschen von meinem Nacken los, ich sprang einen Schritt zurück, und mehr weiß ich nimmer, — in dem Augenblick verlor ich die Besinnung. Heftiger Schmerz in allen Gliedern weckte mich aus meiner Betäubung, ich lag weit hinweggeschleudert unter den Kastanien, deren Stämme das nachrollende Gemäuer aufgehalten hatten. Um mich war Alles leer und still, nur von Weitem hörte ich wirren Lärm. Mit Schaudern betrachtete ich den Schutthaufen, das gräßliche Grab der frechen Lästerer, dankte Gott für meine wunderbare Rettung und schleppte mich mühsam und verwundet zum Beinhause in das unter-

irdiſche Gewölbe, welches ich unverſchüttet fand. Erſt am fünften Tage wagte ich mich wieder ins Freie. Die ganze Gegend war öde und menſchenleer. Mein nächſter Gang war zur Höhle im Walde — auch ſie war leer und ſchon pries ich Gott, daß er Euch und meinen Henry gerettet, als ich die Spuren eines Feuers in der Nähe fand: Da hatten die Mörder geraſtet, dachte ich, und zweifelte nun nicht mehr, daß ſie Euer Verſteck entdeckt hätten und Ihr in ihre Hände gefallen wäret!"

"Und Joſeph?" fragte der Prieſter.

"Den hab ich gefunden," entgegnete er traurig.

"Gefunden?" rief Jener.

"Ja — als eine verſtümmelte Leiche! Ich habe ihn betend begraben. "O Herr," ſprach der Prieſter gerührt, "lohne ihm in Deinem Reiche ſeine Treue. Er hat ſich geopfert für uns!"

"Mich trieb es jetzt aus dieſer ſchauerlichen Wüſte hinweg," fuhr Martin fort. „Auch fürchtete ich, daß dieſe Blutmenſchen wiederholt die Gegend heimſuchen würden. Ich floh nach der Meeresküſte. Nach langem ſorgenvollem Umherirren fand ich endlich eine engliſche Fregatte, welche mich barmherzig aufnahm. Sie ſegelte nach Süden und warf vor Liſſabon die Anker. Hier ſtieg ich ans Land. Bettelnd durchwandelte ich Portugal und Spanien, welches ſich zum Kriege gegen die Republik rüſtete. So kam ich nach Valencia. Ein Kaufman aus Sardinien erbarmte ſich meiner, und nahm mich in ſeine Dienſte. Mit ihm ſchiffte ich nach Sardinien hinüber, und im folgenden Jahre von da nach Neapel. Krank kam ich dort an, und der edle Mann ließ mich reich beſchenkt im Spitale zurück. Jetzt drängte es

mich, das Grab der Apostelfürsten zu besuchen, ich wanderte nach Rom, und in der heiligen Stadt wollte ich mein Leben beschließen. Doch der Einfall der Republikaner verscheuchte mich auch von Rom, und ich entschloß mich endlich die liebe Heimath wieder aufzusuchen, da ich vernommen, daß allen Vertriebenen die Rückkehr wieder gestattet sei. Seit zwei Monaten weile ich hier in Florenz. Schon hundertmal ergriff ich meinen Wanderstab, um weiter zu ziehen, und immer hielt mich — ich weiß nicht was — zurück. Nun aber weiß ich's. Der gütige Gott wollte mich zuvor Euch finden lassen. Maria hat sich meiner angenommen; ihr Bild, welches Du, Henry, drüben in der Kirche aufgestellt, hat mich zu Euch geführt. Doch nun laßt mich auch Eure Geschicke wissen; sie mögen nicht weniger wunderbar sein als die meinigen."

„Ja guter Martin," begann nun der Priester seine Erzählung, „auch uns hat der Herr wunderbar geführt. Bald, nachdem ihr uns verlassen, fühlte ich meine Glieder vom Fieberfroste geschüttelt, und meine Kräfte schwinden. Ich glaubte mein Ende nahe und mein Herz wollte brechen bei dem Gedanken an die Verlassenheit des lieben Henry. Aber Gott hatte mir ihn als einen rettenden Engel beigesellt. Seiner Liebe und Sorgfalt verdanke ich meine Erhaltung. Erst nach zehn Tagen fühlte ich mich kräftig genug, um unsere Flucht fortsetzen zu können. Mit Entbehrungen und Beschwerden aller Art kämpfend durchwanderten wir unter fremden Namen die Bretagne, zogen an den Küsten der Normandie und der Pikardie hin und gelangten glücklich nach Flandern. Endlich erreichten wir Deutschland, überall fanden wir christliche Herzen, Gott hat uns nie verlassen.

Um Henry Gelegenheit zu verſchaffen, ſeine Luſt und Anlagen für die Malerkunſt auszubilden, wanderten wir über die Schweiz nach Italien, und kamen hierher nach Florenz, wo wir fanden, was wir ſuchten. Und hier ſteht nun Euer Henry, als Meiſter Tauten vor Euch, deſſen Fleiß und Kunſt ſchon ſo viel erworben hat, daß wir, ſobald dieſes Meiſterwerk da vollendet iſt, ohne fremde Hülfe nach der lieben Vendée zurückreiſen können.“

Henry errethete bei dieſem wohlverdienten Lobe und umarmte nochmals unter Freudenthränen den wiedergefundenen Vater. Nach wenigen Wochen traten ſie die Rückreiſe nach der Heimath wieder an.

Die Ueberreſte der Vendéer waren längſt zu ihren zerſtörten Hütten zurückgekehrt, und auch in Martins Dorf war wieder Leben gekommen. Auch Heinrich hatte die Flüchtlinge, welche die Mühſeligkeiten überdauert, wieder heimgeführt und die Schutthaufen hatten ſich in freundliche Hütten verwandelt. Nur die zerſtörte Kirche lag noch in Trümmern und ein gewiſſes unheimliches Grauen hatte die Bauern zurückgeſchreckt, den Schutt aufzuräumen. Eine Kapelle hatten ſie aus Baumſtämmen errichtet, worin die kleine Dorfgemeinde ihre gemeinſchaftlichen Gebete verrichtete, denn nur ſelten kam ein Prieſter aus der Ferne, um in ihrer Mitte das heilige Opfer zu ſpenden.

Welche Freude als Vater Theobald mit Martin und Henry wieder in der Heimath ankam! Niemand glaubte ſie noch unter den Lebendigen. Ihre erſte Sorge war jetzt die Herſtellung der Kirche, an welcher nun alle Hände arbeiteten. Die Kirchenſchätze fand man der Hauptſache nach noch unverſehrt im Gewölbe, deſſen Ausgang Martin vor ſeinem

Abzuge mit Knochen und Steinen verschüttet hatte. Vor allem wurde nun der Platz vor der Kirche vom Schutte geräumt. Mit Entsetzen sammelte man die Knochen der verschütteten Republikaner, und verscharrte sie unter stillem Gebete an der Kirchhofmauer. Auch das mächtige Steinbild kam unter dem Jubelruf der Arbeiter wieder zum Vorschein. Es war wenig beschädigt; aber unter den Füßen des Bildes fand man den zerschmetterten Schädel jenes frechen Lästerers. Heute steht wieder die Kirche Unserer Lieben Frau auf dem alten Platze, und über dem Hochaltare prangt das Bild der heiligen Jungfrau, welche schützend die Arme ausbreitet über einen Priestergreis, den Küster mit dem Schlüsselbunde, und den Meister selbst, die betend vor ihren Füßen knieen.

Drüben aber im Walde bezeichnet eine niedliche Kapelle den Ort, wo einst die Köhlerhütte die Flüchtlinge barg, und wo die Gebeine des edlen Josephs ruhen.

Eine

Sansculottenpredigt.

III.

Eine Sanscülottenpredigt.

Es war im Monat März 1793, in einer Decade, welche auf einen Tag der Charwoche fiel, damals aber war die Kirche Christi verwittwet, ihre Priester ermordet oder flüchtig auf fremder Erde. Die Tempel Gottes, von den Gläubigen verlassen, waren den Aposteln des Schreckens überantwortet, welche dieselben in Jakobiner-Clubs verwandelten und darin ihre höllischen Sabbathe feierten. Es war ferner zu Toulouse auf dem Platze vor seiner Metropolitan-Kirche, dem herrlichen doch unvollendeten Gebäude, welches jener Kirchenarchitektur des Mittelalters angehört, die mit dem lebendigen und tiefen Glauben unsrer Vorfahren verloren scheint. Eine scheußliche Masse wälzte sich dem schönen gothischen Portale dieser Kirche zu, während die Heiligenbilder, welche die Façade umgeben, zürnend niederzublicken

schienen auf die Menge, welche ein kirchenschänderisches Schauspiel aufzuführen sich bereitete. Die entfesselte Rotte heulte ihre gewohnten Revolutionslieder, deren Schlußstrophe ein sich immer wiederholendes Blut- und Rachegeschrei waren. Beim Anblicke der prächtigen Gebäude, welche das Viereck dieses als aristokratisch bekannten Platzes umgeben, verdoppelte sich die Wuth der Sansculetten, deren Mordgeschrei einen immer furchtbareren Charakter annahm. — „Nieder mit den Aristokraten! Nieder mit den Priestern!" ertönte es ringsum, als wenn die Hölle alle ihre Bewohner ausgespieen hätte. Die zerlumpte Horde bot ein fürchterliches Schauspiel dar; die Männer trugen entweder die rothen Mützen, oder ihre Haare fielen verwildert auf die entblößten Schultern herab. Die Weiber hatten dreifarbige Tücher um den Kopf geschlungen, welcher Kopfputz die verzerrten Züge noch schärfer hervortreten ließ. Kinder umgaben diese Meute schreiend und lärmend. Die Männer trugen lange Piken oder Dornstöcke, die Weiber und Kinder warfen Steine in die Fenster, wo sich Neugierige blicken ließen oder bedrohten die wenigen ängstlichen Vorübergehenden.

Mitten in der Menge machte sich ein Mann bemerkbar, dessen charakteristisches Gesicht, schwarze und starke Augenbrauen, stark gerötheter Teint und lange doch wohlgeordnete Haare ihn vor den Uebrigen auszeichneten. Er trug die Kleider eines Volksvertreters, den Hut mit tricoloren Federn, den blauen Frack mit breiten Revers, roth und weißen Litzen, und die Nationalschärpe um die Hüfte. Ein gewisses Etwas stellte diesen Mann höher, als die ihn umgebende Menge, welche sich ringsum in ehrfurchtsvoller

Entfernung von ihm hielt. Dicht vor der Kirche hielt er einen Augenblick an, als sei sein Fuß durch eine Erinnerung, durch ein Fünkchen von Ehrfurcht vor dem heiligen Gebäude gefesselt. Auch die Menge hielt an, wurde ruhiger und stimmte endlich die berühmte Revolutionshymne, die Marseillaise, an.

Großartig in der That war auch die Wirkung, den dieser von tausend Stimmen energisch angestimmte Gesang hervorbrachte. Der Refrain

„Aux armes! citoyens; formez vos bataillons!“ glich einer Explosion, die bis in die Grundmauern die Gebäude ringsum zu erschüttern schien; man glaubte das Blut in breiten Rinnen bereits dahin strömen zu sehen ....

Der Führer überschritt endlich die geweihte Schwelle und mit ihm sein Gefolge, das noch immer sein Revolutionslied im traurigen Gegensatze gegen die Hymnen, die vor Kurzem hier noch erklangen, ertönen ließ. Er schritt auf die Kanzel zu, deren Zugänge ihm bekannt schienen, und bestieg sie. Die Menge vertheilte sich in der Kirche, Einige bestiegen die Altäre mit ihren nackten und schmutzigen Füßen. Ein Kind erkletterte sogar den Tabernakel, und ward von seinen Genossen um den schönen Platz beneidet.

Endlich gebot der Redner Stille mit einer Bewegung der Hand. — „Sansculotten,“ begann er mit starker und tönender Stimme, „dies ist der Tempel Eures Gottes, und nicht derjenigen der Aristokraten und Tyrannen.“

„Euer Gott ist ein Gott des Volkes, der Gott der Armen, denn er selbst war arm und ein Mann des Volkes.

Er ward in einem Stalle geboren, ſein erſtes Lager war eine Krippe und ſeinen Körper erwärmte nichts als der wohlthuende Athem der Thiere in dieſem Stalle. Nur die Schäfer kamen zu ſeiner Anbetung und von der Wiege an ward er von einem Könige verfolgt, von den Großen ſein ganzes Leben hindurch gehaßt und ſtets war er ein Freund der Armen. Die Phariſäer oder Ariſtokraten des Landes verläumdeten, verfolgten ihn, und tödteten ihn endlich am Kreuze!..."

„Bis heran, Sanscülotten, hörtet ihr über Jeſus Chriſtus nur von mächtigen und reichen Prieſtern reden, von Prieſtern, die euer Elend, eure Leiden durchaus kalt laſſen. Sie ſchilderten euch dieſen Gott als einen Freund der Könige; ſie ſagten euch, daß er gekommen ſei, um der Welt zu befehlen, ſich blindlings und ohne Murren ihrer Tyrannei zu unterwerfen; ſie riethen euch, den Königen euer Nöthiges zu geben, einen Theil des Schmerzensbrodes, das ihr im Schweiße eures Angeſichtes erworben, um ihren Luxus und ihre phantaſtiſchen Launen zu unterſtützen; ſie ſuchten euch zu überreden, daß dies nicht allein eine heilige Pflicht ſei, ſondern daß ihr ihnen das Opfer eurer Freiheit und eures Lebens ſchuldet, wenn Ehrgeiz oder Rache ihnen gegen eures Gleichen die Waffen in die Hand geben würden."

„Und dieſe Prieſter, die ſo zu euch redeten, zapften euch auch noch das Blut ab, indem ſie einen zu ihren Dienſten in keinem Verhältniß ſtehenden Lohn verlangten, um im Schooße des Ueberfluſſes ein verweichlichtes Leben zu führen, während ſie euch von Kälte und Hitze, Hunger und Durſt leiden ſahen."

„Euer Gott, Sanscülotten, gleicht nicht jenen Pfaffen, die wagen, sich seine Priester zu nennen. Wißt ihr, wie hoch das Kleid Christi geschätzt wurde, als man bei seinem Tode dasselbe auswürfelte? Dreißig Silberlinge. Wißt ihr, mit wem er lebte, an wessen Tisch er sich niederließ? Er lebte mit dem Volke, er setzte sich an den Tisch des Armen und theilte sein ärmliches Mahl; — und das Kleid eurer Priester, ihre reichen Schmucksachen, wißt ihr, welchen Werthes dieselben sind? Ein einziges der Gewänder, womit sie sich bei ihren Festlichkeiten schmücken, die Christus nicht einsetzte, würde wohl ein ganzes Jahr zum Unterhalte von zehn nothleidenden Familien hinreichen. Ihr Geräthe ist von unschätzbarem Werthe. Sie häufen diese für Gott werthlosen Metalle in ihren Kirchenschreinen auf, und die Freunde Jesu, die Armen, demüthigen sich an ihren Pforten, um einen Obol zu erlangen, dessen sie zur Ernährung ihrer von Hunger und Elend entkräfteten Leiber bedürfen."

Der Redner wird hier von schrecklichem Wuthgeschrei unterbrochen: „Nieder mit den Priestern! Tödten wir sie! Es sind Heuchler und Räuber!" Die Marseillaise ward wieder angestimmt und die Strophe gesungen:

Que veut cette horde d'esclaves,
De traitres, de rois conspirés?
Pour qui ces ignobles entraves,
Ces fers dès longtems preparés?

Aber eine Stimme übertönte mächtig die übrigen: „Ruhe im Tempel eures Gottes!" die Menge schwieg; —

„Sansculotten! Jesus Christus, ich wiederhole euch, liebte nur das Volk; nur für's Volk that er Wunder. Der Hauptmann, bei dem er einkehrte und dessen Knecht er heilte, war ein niederer Offizier der römischen Miliz. Lazarus, der Bruder Marthens und Mariens, den er so sehr liebte, und den er erweckte, war ein Plebeier. Die Wittwe von Nain, deren Sohn er erweckte, war ein armes Weib, das von der Arbeit ihres Sohnes lebte; um weiter für sie sorgen zu können, schenkte ihm Christus das Leben wieder."

Alle Zuhörer saßen da mit vorgebeugtem Kopfe, offenem Munde, erstaunten Blickes, gleich Menschen, denen man etwas Neues und Wunderbares mittheilt.

Der Redner fuhr fort:

„Die Kaufleute wurden aus dem Tempel vertrieben. Wißt ihr weßhalb, Sansculotten? Weil sie das Volk übervortheilten; die Kauf- und Handelsleute sind die ärgste Menschenklasse; sie thun dem Volke noch mehr Uebels als die Priester und Aristokraten."

„Brave! Brave!" ertönte es aus allen Theilen der Kirche: „das sind die Blutsauger des Volkes; laßt uns ihre Lagerhäuser plündern, laßt uns wiedernehmen, was sie dem Volke stehlen! Tod den Reichen!" Das Geschrei war betäubend; doch abermals trat auf ein Zeichen des Redners tiefe Stille ein.

„Jesus Christus," fuhr er fort, „wählte seine Jünger aus der untersten Volksklasse; unter den Fischern des See's Genezareth wählte er seine besten Freunde, und diesen armen Menschen gab er auf, seine neue Lehre in der Welt zu pre-

digen, er wollte keine Schönredner, die durch Sophismen zu betrügen, und das Falsche als wahr darzustellen wissen. Jene waren auch vom Volke nicht verstanden worden, doch der Ton der Wahrheit und die Arcimüthigkeit in den Aussagen der armen Fischer zog sie an.“

„Die Vögel unter dem Himmel säen nicht und der himmlische Vater nährt sie doch. Damit sagte Christus den Armen nichts anderes, als daß alle Güter der Erde den Menschen gemeinschaftlich gehören, und daß alle gleiche Ansprüche daran haben.“

„Sansculotten! Es ist der Grundsatz des Besitzthums, welcher bei den Menschen alles verkehrte. Derjenige, welcher zuerst einem Grundstück Gränzen gab und sprach: dieses Feld ist mein! dieser war der erste Tyrann; diejenigen, welche dies duldeten, waren Schwachköpfe, Feiglinge oder Ehrgeizige, die jenen nachzuahmen hofften; das Volk, welches alle Arbeit trägt, empfängt nur kärglichen Lohn, der kaum zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse hinreicht. — Wie! Sansculotten, ihr wolltet die Reichen, die Aristokraten ernähren; ihnen Paläste erbauen — und ihr wolltet das Nöthigste entbehren, und euch dem Hungertode aussetzen?“

„Ein solcher Zustand kann nicht andauern; nein, nein, theure Sansculotten! ich versichere es bei dem Gotte, der der unsere ist, daß eine solche Unordnung nicht länger herrschen soll! Wir versuchten bereits, das Eigenthum zu vertheilen, so daß ein Jeder seinen Theil an den Gütern der Erde empfing. Die letzten werden die ersten sein, sagt der Herr, und die ersten werden die letzten werden.“

„Die Handelsleute, die Aufspeicherer, welche Christus aus dem Tempel verjagte, haben bereits ihre großen Lagerhäuser sich leeren auf unsern Befehl. Die Steuern, die auf dem Volke lasteten, sind unterdrückt oder ermäßigt worden. Von nun an werden die Reichen alle Lasten tragen und das Volk wird gänzlich befreit sein.“

Bei diesen Worten brüllte das Auditorium vor Freude. Das Geschrei: „Es lebe die Republik! Es lebe das souveräne Volk! Es lebe der Convent! Tod den Königen! Den Priestern! Den Reichen! Den Aristokraten!“ ward so furchtbar laut, daß man hätte vermeinen können, die Posaunen des jüngsten Gerichts zu vernehmen!

„Stille!“ rief auf's Neue der Redner, „schweigt, Sansculotten!.... das ist der Tempel Eures Gottes; höret mich an: Alles wird bei den Menschen gemeinschaftlich sein, die Republik wird über alle Köpfe weggehen und sie gleichmachen, nachdem das Schwert die hervorragendsten gefällt hat.“

„Dies ist die Zukunft, die wir euch im Namen desjenigen verheißen, welcher zuerst Freiheit und Gleichheit in die Welt einführte, dessen volksthümliche Lehre bis jetzt aber mißverstanden ward. Damit jedoch diese Zukunft sich verwirkliche, müssen wir ohne Furcht und Mitleid sein. Seid ihr bereit?“

— „Wir werden unsere Feinde ausrotten!“ schrieen Alle.

— „Man wird euch um Gnade! Verzeihung! anflehen; ihr werdet taub dafür sein?“

„Das Blut macht uns nicht ſchaudern!“ war die Antwort.

„Es wird Gefahren zu beſtehen geben; wir werden aber Maccabäer haben, um uns zu leiten, und Judithe, um den neuen Holofernesſen die Köpfe abzuſchneiden.....

Endlich ſchwieg er, ſeine Zuhörer der Bewunderung und Extaſe überlaſſend. Auf Aufforderung eines Einzelnen aus der Menge warfen alle ſich auf die Knice nieder und ſtimmten die letzte Strophe der Marſeillaiſe an:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens, nos bras vengeurs;
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Und wie Ein Mann erheben ſie ſich alsdann, noch enthuſiaſtiſcher denn vorher wiederholend:

Aux armes! citoyens, formez vos bataillons!

Der Führer jener Menge, war der Volksrepräſentant Chabot, früher Kapuziner und Prieſter *). Apoſtat gleich allen denjenigen, die damals ihrer Prieſterwürde entſagten, zeigte er ſich am allereifrigſten unter den Anhängern der Bergpartei. Die göttliche Strafe ließ aber nicht lange auf ſich warten — und ſie kam vom Volke! Ein Jahr nach eben geſchilderter Scene, am 5. April 1794, erſchien

*) Dieſe jacobiniſche Kapuzinade iſt eine hiſtoriſche Thatſache und leben noch einige Zeugen derſelben. Man vergl. Histoire de la ville de Toulouse, par d'Aldéguier, 1835, t. IV. p. 46.

er vor dem Pariſer Revolutionstribunal mit Danton, Camille Desmoulins, Hérault de Séchelles, Fabre d'Eglantine u. A. Mit 35 Jahren beſtieg Chabot das Schaffot und ſpielte, getreu der comiſchen Originalität ſeines Geiſtes, ſeine Rolle bis zu Ende, indem er auch im Lebensalter zwiſchen dem „Sanculotten" Jeſus Chriſtus und ſich eine Aehnlichkeit entdecken wollte.

Ein Priester.

IV.

Ein Priester.

In einem abgelegenen Winkel des südlichen Frankreichs lag im Jahre 1793 ein armseliges, aus etwa 10 Hütten bestehendes Dörfchen.

Diesem Dörfchen war ein Pfarrer vorgesetzt, den seine Obern, als neugeweihten Priester, in seinem 25. Jahre in diese arme Gemeinde gesendet hatten, um, gleich seinen Pfarrkindern, in einer allen Winden offenen Hütte zu leben und, selbst arm und elend, alles in seinen Kräften stehende Gute zu thun. Seit 50 Jahren war er jetzt Pfarrer in dieser Gemeinde, deren Verehrung und Liebe ihm aber auch im reichsten Maße zu Theil geworden. Inzwischen waren ihm wohl bessere Stellen in reicheren Gemeinden angeboten worden, doch wies er dieselben stets zurück.

Als nun die französische Revolution ausbrach, sollte von der Furie, die nichts verschonte, auch dieses heilige Stillleben gebrochen werden. — Eines Tages erhielt der Pfarrer aus der Departements-Hauptstadt den Befehl, den

damals sogenannten Civil-Eid zu leisten, oder alsbald sein Amt aufzugeben und das Dorf zu verlassen.

Der arme Pfarrer war aber so unwissend und unerfahren in den Dingen dieser Welt, daß er Anfangs gar nicht begriff, was man von ihm verlangte. Da übrigens dem Befehle die Constitution beigefügt war, die er beschwören sollte, so prüfte er dieselbe näher. Als er jedoch darin nichts auf das Dogma, nichts auf sein Hirtenamt Bezügliches fand, und sah, daß der Befehl keineswegs von seinen natürlichen Vorgesetzten ausging, leistete er den verlangten Schwur nicht. Daran dachte er gar nicht einmal, seine Gemeinde zu verlassen. Er blieb also im Dorfe und lag seinen Amtspflichten weiter ob.

Inzwischen erregte jene allgemeine Maßregel in vielen Departementen, besonders in den südöstlichen, ernstliche Unruhen. Viele Ortschaften, welche ihre Pfarrer noch besaßen, traten zusammen, und verpflichteten sich gegenseitig, ihre Seelsorger, wo nöthig, mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Der Widerstand organisirte sich nach und nach, verbreitete sich weiter und entwickelte bereits jetzt alle Keime, die später eine langwierige und blutige Insurrektion daraus entstehen ließen. Der Nationalconvent, hievon unterrichtet, ließ seinerseits Truppen marschiren und sandte an alle bedrohte Punkte mit ausgedehnten Vollmachten versehene Commissäre. Einer derselben kam in die betreffende Departements-Stadt.

Dieser, ein Blutmensch wie Alle, entfaltete zur Unterdrückung der Gährung die größte Energie, ließ nach wie vor die widerspenstigen Priester aufheben und setzte einen Preis auf den Kopf Derjenigen, die er nicht erreichen konnte.

Unſer Pfarrer konnte natürlich ebenſowenig wie ſeine Amts- und Leidensbrüder der Proscription entgehen und ſo brachten Freunde eines Abends die Nachricht in das Dorf, daß am nächſten Tage eine Compagnie Volontaires, unter Anführung des Volksrepräſentanten, zur Gefangennehmung des Pfarrers eintreffen würde. Alſobald verſammelte ſich die Gemeinde zu einer Berathung. Man beſchloß, keinen Widerſtand zu leiſten, der auch nichts gefruchtet haben würde und vorausſichtlich vom Pfarrer nicht geduldet worden wäre, verſtändigte ſich aber über die Mittel, den Gegenſtand der allgemeinen Beſorgniß der ihm drohenden [illegible] zu entreißen.

Halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt veranlaßten ſie den Pfarrer, ſich aus dem Dorfe zu begeben, und gaben ihm vier bewaffnete Männer mit, die ihn ebenſowohl bewachen, als im Falle der Nothwendigkeit beſchützen ſollten.

Am folgenden Tage beſetzten auch wirklich 80 Freiwillige mit 2 Kanonen das Dorf, um eine Hütte zu belagern, deren Garniſon, ein Greis von 75 Jahren, ſich alſobald ergeben hätte, wäre er nicht abweſend geweſen.

Die Truppe machte auf dem Platze Halt, der Commandant verkündigte den Einwohnern den Zweck ſeiner Expedition und befahl im Namen des Geſetzes die Auslieferung des Pfarrers. Da Niemand zu geberden ſich anſchickte, begannen die Nachſuchungen. Nach dem Pfarrhauſe unterſuchte man die Kirche, die auf's ſchändlichſte profanirt wurde, hierauf jedes andere Haus des Dorfes, und als Alles fruchtlos blieb, ward ein Preis von 20,000 Franks auf den Kopf des Flüchtlings geſetzt und zum Beſchluſſe von den Barbaren

das ganze Dorf in Schutt und Asche gelegt. Nach dieser Heldenthat verließen die Truppen unter Trommelschlag und Hörnerklang den Schauplatz des „Kampfes.“

Mit sinkendem Tage kehrte der Pfarrer, der nicht abnte, was seiner Gemeinde ihre Anhänglichkeit gekostet, mit seinen vier Genossen dahin zurück, wo statt des Dorfes nur ein Haufen von rauchenden Trümmern zu finden war.

Wahrlich, vergeblich wäre es, den Schmerz zu schildern, der sich seiner bemächtigte, als er seine Freunde, seine Kinder arm und nackt und blos mit den geretteten Ueberbleibseln ihrer Heerden, auf dem freien Felde lagernd, erblickte; er wußte solcher Liebe und Aufopferung nichts weiter entgegenzusetzen, als seine Freunde bald zu überzeugen, daß er das große Opfer, das sie ihm gebracht, auch wirklich verdiene.

Drei Tage nach dieser Begebenheit befand sich der Volksrepräsentant in seinem Kabinete, erschöpft von einer Conferenz mit dem öffentlichen Ankläger und dem Scharfrichter, mit welchen er die Mittel zur vollständigen Herstellung der Ruhe durch Anwendung des Schreckens berathen hatte.

Da führte man einen gebeugten Greis bei ihm ein, der sich auf einen Dornenstock stützte und dessen erschöpftes Aussehen und abgerissene geistliche Kleidung jedem menschlichen Gefühl inniges Interesse abgenöthigt haben würde.

Kaum mit dem Emissär allein, sprach der Greis hastig: „Bürger Repräsentant! Ihr machtet zu *** bekannt, daß Ihr an Denjenigen 20,000 Francs auszahlen würdet,

der Euch den Pfarrer dieser Gemeinde ausliefere. Ich komme, um gegen diese Summe denselben in Eure Gewalt zu liefern.“

So sehr auch der Angeredete die Schlechtigkeit der Menschen in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gefunden, und trotz seines eigenen Blutdurstes, flößte doch der Antrag dieses Greises, der am Rande des Grabes noch ein Menschenleben verhandelte, ihm einen gewissen Abscheu ein, der sich auch in seiner Antwort verrieth:

„„Priester, bei Deinem Alter und Deinem Stande machst Du mir da einen sonderbaren Antrag.““

„Nicht so sonderbar, wie Ihr glaubt. Seid Ihr einverstanden?“

„„Wer bist Du, der Du mir den Kopf Deines Genossen anträgst?““

„Was kümmert Euch das, wenn ich nur Wort halte. Noch einmal, willigt Ihr ein?“

„„Nun wohl denn, und das Blut, das vergossen wird, möge über Euer eigenes Haupt kommen.““

„Amen. Ihr werdet mir die versprochenen 20,000 Francs aushändigen?“

„„Gewiß!““

„Aber — könntet Ihr mir vielleicht nicht etwas mehr geben?“

„„Blutdürstiger Greis! Ist deine Schlechtigkeit nicht hinreichend bezahlt?““

„Doch, doch — genug Euch nicht. So gebt mir nur 20,000 Francs.“

„„Wenn Du mir den Pfaffen ausgeliefert haben wirſt.““

„Ich mache noch eine Bedingung. Ihr gewährt mir auch die Zeit und Mittel, nach dem Empfange über das Geld nach Gefallen zu verfügen.“

„„Darüber kann ich ja nichts beſtimmen. Kannſt Du denn nicht mit dem Kaufgelde machen was Dir beliebt?““

„Ich weiß dies. Gebt mir indeſſen doch das verlangte Verſprechen.“

„„Wenn ich gleich nicht abſehe, was Du mit dieſer Forderung bezweckſt, ſo leiſte ich doch hiermit ausdrücklich, auf mein Wort als Republikaner, das geforderte Verſprechen.““

„Wohl. Nun ſo gebt mir das Geld, denn ich bin der Pfarrer von * * *.“

„„Ihr?““ rief erſtaunt der Emiſſär, der unwillkürlich Ton und Sprache veränderte.

„Ja!“ entgegnete ruhig der Pfarrer.

„„Und ihr liefert Euch ſelbſt aus?““

„Ja, um die verſprochenen 20,000 Francs zu verdienen.“

„„Und was beginnt Ihr mit dem Gelde? Ihr müßt wiſſen, welches Loos Euch erwartet; — Ihr ſeid außer dem Geſetze.““

„Deshalb eben bitte ich um ſofortige Auszahlung der Summe, ſowie, daß Ihr mich ſogleich zu meinen Pfarrkindern bringen laſſet.“

„„Weshalb?““

„Die Eskorte, die Ihr mir mitgebt, wird Euch darüber Rechenſchaft ertheilen.“

„„Ich weiß nicht, ob ich — —““

„Repräsentant, ich habe Euer Wort.“

„„Das ist wahr. So geschehe denn, wie ihr verlangt und ich versprach.““

Die Bewohner des eingeäscherten Dorfes beriethen eben, welche Maßregeln zur Auffindung des Pfarrers zu ergreifen sein möchten, als zu ihrem größten Schrecken abermals Soldaten herbeikamen, welche aber in ihrer Mitte auf einem von Ochsen gezogenen Karren den Pfarrer führten. Weinend stürzten sie auf ihn zu, hoben ihn herab, küßten seine Hände, seine Kleider und ließen ihn kaum zu Worte kommen.

„Liebe Kinder,“ sprach er endlich, „Ihr waret gewiß unzufrieden mit mir, und glaubtet wohl, ich hätte Euch verlassen, ohne Lebewohl zu sagen. Ihr irret! Ich hatte in *** ein kleines Geschäft und sagte Euch nichts davon, weil ich fürchten mußte, Ihr würdet mich nicht ziehen lassen. Da dieses Geschäft jetzt nach meinem Wunsche in's Reine gebracht ist, will ich darüber mit Euch reden. Um mich zu erhalten, opfertet Ihr ohne Murren und Klagen Eure Hütten, ja Euer ganzes Besitzthum. Dagegen bringe ich Etwas mit zur wenigstens theilweisen Vergütung Eurer Verluste. In diesem Portefeuille sind 20,000 Francs, die der Maire nach Maßgabe dessen, was Jeder verlor, vertheilen soll. Fragt nicht, wie ich zu diesem Gelde gekommen, das ist vorläufig noch ein Geheimniß; später werdet Ihr es erfahren. Ich werde jetzt wieder mit den Herren hier zurückkehren und Euch auf unbestimmte Zeit verlassen. So lange ich aber ferne bin, bleibt, ich beschwöre Euch darum, was Ihr immer waret, ehrliche und fleißige Menschen und gedenket

jezuweilen Eures alten Pfarrers. — Und nun, liebe Kinder, knieet nieder zum Empfange meines Segens!“

Bei dieſen Worten knieeten Alle nieder, ſogar die Soldaten, die kaum minder denn die Landleute ergriffen waren. Der Greis, deſſen erhobene Blicke bereits die Herrlichkeit des Himmels erſchaueten, ſtreckte ſeine abgemagerten Hände über ſie aus und flehte den Segen des Himmels ebenſowohl über ſeine Verfolger, wie über ſeine Freunde herab.

Nach geendigtem Gebete wandte er ſich mit engliſchem Gleichmuth zu den Soldaten mit den Worten:

„Nun gehöre ich wieder Ihnen an, meine Herren.“ Alle ſeine Pfarrkinder folgten dem Karren.

Nach ſeiner Rückkehr ward er aber nicht dem Henker überliefert, ſondern der Repräſentant ſchickte ihn nach Nantes, wo er etwa drei Monate ſpäter in den Wellen der Loire die Märtyrerkrone gewann.